

1933



Zum zehnten Jahrgang

Nun tritt unsere Zeitschrift in das zehnte Jahr. Die erste tiefe Kerbe am zeitlichen Maßstab ihres Bestehens. Ohne den Blick nach den vergangenen Jahren zu wenden, spüren wir den durchschrittenen Raum. Voll Plänen und Zielen, taucht mir doch jene Stunde auf, wo ich als Berliner Student, knapp vor der Rückkehr nach Siebenbürgen, versuchte, das, was meiner in der Heimat wartete, in Einklang zu bringen mit dem, was in mir und wie ich wußte in vielen anderen, die erlebend durch unsere große Zeit gegangen waren, nach neuer Gestalt rief. Ich wußte, es werde mir gegeben sein, an dem Ruf auch daheim nicht vorbeizugehen. Noch ehe ich wieder einwurzelte nach Jahren des Krieges und der Fremde, noch ehe ich wieder als Bürger unter den kleinen Häusern Siebenbürgens schritt, wuchs mir die Zeitschrift vor den Augen auf. Sie war geplant, ehe ich auch nur ahnte, wie sie zu verwirklichen wäre. Auch der Name war da. Herman Roth, das feinste nachempfindende Ohr für lyrische Dichtungen in Siebenbürgen, warf ihn mir in romantischen Gesprächen in wehenden Gängen durch die gärende Großstadt zu. In dem Namen Klingsor schien der Wunderglaube unserer Jugend, schien das Neue unseres Wollens geheimnisvoll verkörpert. Wie Klingsor im Leben der Heiligen Elisabeth sagt: „Wir wollen kurzlich faren. Du solt an mir nicht verzagen, Wir haben starcke pferde und einen leichten wagen“, so schien uns in diesem Namen der Drang in die Zukunft, in die ewig wunderbare, ebenso eingefast, wie jener andere Ausdruck Klingsors im Wartburgkrieg uns den Willen zugleich um das letzte Ziel zu enthüllen dünkte „an dem gelouben kan mich nieman swachen“.

Als ich heimkam, da bot sich mir hier, ehe ich noch zu suchen begann, durch Gust Ongyerth, der in Verbindung mit einem Kunstsalon und einem Konzertbüro die äußere Grundlage fand, der Weg zur Verwirklichung. In kurzem war die Vorarbeit geleistet. Die Zeitschrift wurde flügge. Heute längst ohne Verkopplung mit anderen Unternehmungen, getragen allein durch ihre Abnehmer, gewiß kein Geschäft, und von einem Kreise von Freunden gestützt, tritt sie in das zehnte Jahr.

Ihre Grundhaltung mußte sie nicht wechseln. Was Klingsor „an den Sternen las...“ fand seine Auswirkung aufs Leben. Es wandelte sich wohl. Es wurde gegenständlich. Es führte und förderte. Es wuchs — mehr als manche meinen — zur Gestalt. Und mit der Gelassenheit der beginnenden Erntezuversicht können wir heute den Freunden nicht nur danken, sondern auch darauf hinweisen, daß es nicht vergebens war, was wir säten. Andere werden uns werten. Wir fürchten die Lese nicht.

Und so gehe denn die Zeitschrift ins zehnte Jahr des Wirkens, Suchens und der Erfüllung eines weiten, starken, oben an den Sternen und unten auf der festen Erde gegründeten Lebens.

Heinrich Zilllich

Deutsche Revolution

~~Von Heinrich Zißlich~~

Ich fuhr einen Tag vor dem 21. März, dem Tag der Reichstags-eröffnung in Potsdam, nach Deutschland. Als ich über die Grenze kam, war Nacht. Ich blickte durch das Fenster. Der Frühling kündigte sich mit Wasserlachen an, die aus dem Dunkel glänzten. Plötzlich schlug etwas Riesiges, Rotes vor meinen Augen. Es bewegte sich in großen Wogen laufflos vor den Scheiben des Zuges. Eine Hakenkreuzfahne.

Am nächsten Tag sah ich in Leipzig die gleichen riesigen Fahnen. Die Straßen, so weit man blickte, überzuckte die rote Farbe mit dem weißen Fleck in der Mitte, mit dem schwarzen Hakenkreuz. Und in den gleichen Farben wogte die Reichsflagge.

Der Jubel der Bevölkerung, die seltsame hoffende Freude, die ich im Norden, im Westen, im Süden, überall im Reiche traf, die als geistige Welle der Ereignisse ununterbrochen, auch nach dem Verklingen der großen Feste spürbar blieb, die seelische Auflockerung, die Erlebensheit, schienen in den Fahnen, in der von Stadt zu Stadt unzerrissenen Kette von Fahnen zu spielen, sich selbst in den Himmel schweben zu lassen. Solche untergründige Freude, die blieb, auch als die Aufmärsche vorbei waren, die blieb nach den brausenden Gefängen, nach dem überwältigenden Eindruck unendlicher Heere gleichdenkender, gleichschreitender Männer in allen Städten dieses geheimnisvollen Reiches, in allen Dörfern, solche untergründige Freude sah ich ~~niemals mehr~~ am Werke. *Vorch*

Das Reich, das ich erlebt hatte nach dem Kriege, als die letzten blutigen Zuckungen der ersten Revolution abliefen, das ich erlebt hatte im Jammer und Verfall der Inflation, im zaghafsten Aufsalmen zur Zeit der Rentenmarktschöpfung, das ich später gesehen hatte im lauten Frieden der Demokratie — nun schien es von innen her zu leuchten. Es ist die Nation ihrer selbst bewußt geworden. Nein, nicht die Schreie der Umzüge, nicht der Sturm der Begeisterung, nicht das Aufstehen der Nation ergriff mich am meisten, sondern die alles umfassende, von jedem empfundene Gewißheit über einen wirklich vollzogenen Wandel.

Es gab da kaum etwas zu überlegen. Man vermochte die Einzelheiten der Eindrücke gar nicht auseinanderzuhalten. Man versuchte nicht, wie das bisher immer wieder geschehen war, sorgsam und lebern die herrschenden Mächte in Zahlen abzulaufen und das stumpfsinnige Brettspiel der Parteischichtung, das über Sinn und Wert der Tatsachen kaum etwas aussagt, in Gang zu setzen. Man war selbst dem Durchbruch eines ganz neuen Geistes ausgesetzt. Und als ich dann zuerst die Soldaten der Revolution sah, ich meine jene schwarzen SS-Männer, den Stab einer Bewegung, die in der SA das ganze Volk umgreift, da sprang auch mich die Gewißheit über die Endgültigkeit der Ereignisse an.

Wer diese Gesichter sieht — es ist das beste Offiziersmaterial, das denkbar ist — und wer sich dann an die Gesichter erinnert, die in den Revolutionen von 1918 aufleuchten, der weiß, was die Stunde schlug. Damals nicht die Gesichter einer Auslese, sondern einer Meuterei, nichts Zuchtvolles, Straßes, eine schwammige Auflösung; damals kam die Demokratie, die Freiheit durch Blut, durch Mord, durch Plünderung, durch unzählige Breueltaten, hier eine Revolution von entscheidender, ganz Europa bestimmender Bedeutung, in einer Disziplin, die für einen öffentlichen Menschen unvorstellbar ist. Aber gerade die Geschlossenheit, gerade die Zucht machte den Durchbruch der nationalsozialistischen Revolution so ehern und gewinnt ihm noch immer neue Massen. Man weiß, diese Männer werden mit sich nicht handeln lassen. Sie werden sich nicht untreu werden. Man weiß, sie werden nicht mehr weichen. Selbst wenn der Stimmzettel einmal gegen sie entscheiden könnte. Sie hatten die Macht. Man sieht es ihnen am geraden Blick ab.

Und diese Gewißheit, die Gewißheit nämlich über die Zucht der neuen Herrschaft und die Gewißheit über ihre Energie, ist die Erlösung. Es fragte mich ein Demokrat — nicht ein deutscher, denn der Sprache

heute anders — ein Demokrat alter, theoretischer Prägung fassungslos: Wie kann das deutsche Volk die Diktatur wollen!

Nun ist ja allerdings das Wort Diktatur falsch am Platze, aber nach außen hin sieht es gewiß wie Diktatur aus, was augenblicklich und noch vier Jahre lang geschehen wird, um auch dann nicht abzubrechen. Wie also kann das deutsche Volk selbst die Diktatur wollen? Darauf gibt es nur die eine Antwort: Wie konnte eine in ganz Europa herrschende Demokratie die Demokratie nicht wollen! Denn es ist eine Lüge gewesen, was überall als Demokratie auftrat. Es war Mord und Mord gewesen, was die Freiheit und Gleichheit umleuchtete, die in Rußland verkündet und gemacht, es war Unfreiheit gewesen, was vom liberalen Frankreich über den ganzen Erdteil gelegt wurde. Bis in die kleinsten Verhältnisse hinein, bis in das Innenleben der winzigsten Minderheiten, fraß sich jene demokratische Gefinnung ein, die selbst die Sprache prostituierte, indem sie Wort und Wahrheit verschob und verhandelte.

Das deutsche Volk hat diese Demokratie im Friedensvertrag auf sich wirken gesehen. Das war seine wichtigste und bleibende Lehre. Es hat sie aber auch im Innern erlebt; darüber brauchen wir nur einen deutschen Demokraten zu Worte kommen zu lassen, einen der klarsten Köpfe, der seit Jahren schon wußte, was für eine Katastrophe sich für seine politische Überzeugung im Reich ankündigte. Es ist Hellpach, der kürzlich folgendes schrieb: „Die in der Weimarer Verfassung konstituierte parlamentarische Demokratie Deutschlands ist beseitigt. Sie gehört der Vergangenheit an, und zwar als eine Episode. Eine parlamentarische Demokratie, wie von 1919 bis 1930, wird das Deutsche Reich nicht wieder. Man kann recht eigentlich von ihr sagen, daß die Nation sich ihrer entledigt, sie ‚gerichtet‘ habe. . . Vor den Männern, die durch ihre Tat sich als berufen zum Herrschen ausgewiesen haben, liegt nun die gleich große, gleich schwere Aufgabe, im Alltag zu wirken, mit anderen Worten: zu regieren.“

Eine klarere Rechtfertigung dafür, was in Deutschland geschah, gibt es nicht.

Man wird es einmal als eine ganz große Leistung bewerten, daß Hitler die Mittel der Demokratie zu ihrer Beseitigung wählte. Dadurch gewann sein Vordringen Überzeugungskraft auch denen gegenüber, die ihn bekämpften; das in parlamentarischen Gedankengängen bisher lebende Volk wurde damit erst gewonnen und zwar in entscheidendem

heute anders — ein Demokrat alter, theoretischer Prägung fassungslos: Wie kann das deutsche Volk die Diktatur wollen!

Nun ist ja allerdings das Wort Diktatur falsch am Platze, aber nach außen hin sieht es gewiß wie Diktatur aus, was augenblicklich und noch vier Jahre lang geschehen wird, um auch dann nicht abzubrechen. Wie also kann das deutsche Volk selbst die Diktatur wollen? Darauf gibt es nur die eine Antwort: Wie konnte eine in ganz Europa herrschende Demokratie die Demokratie nicht wollen! Denn es ist eine Lüge gewesen, was überall als Demokratie austrat. Es war Mord und Mord gewesen, was die Freiheit und Gleichheit umleuchtete, die in Rußland verkündet und gemacht, es war Unfreiheit gewesen, was vom liberalen Frankreich über den ganzen Erdteil gelegt wurde. Bis in die kleinsten Verhältnisse hinein, bis in das Innenleben der winzigsten Minderheiten, fraß sich jene demokratische Gesinnung ein, die selbst die Sprache prostituierte, indem sie Wort und Wahrheit verschob und verhandelte.

Das deutsche Volk hat diese Demokratie im Friedensvertrag auf sich wirken gesehen. Das war seine wichtigste und bleibende Lehre. Es hat sie aber auch im Innern erlebt; darüber brauchen wir nur einen deutschen Demokraten zu Worte kommen zu lassen, einen der klarsten Köpfe, der seit Jahren schon wußte, was für eine Katastrophe sich für seine politische Überzeugung im Reich ankündigte. Es ist Hellpach, der kürzlich folgendes schrieb: „Die in der Weimarer Verfassung konstituierte parlamentarische Demokratie Deutschlands ist beseitigt. Sie gehört der Vergangenheit an, und zwar als eine Episode. Eine parlamentarische Demokratie, wie von 1919 bis 1930, wird das Deutsche Reich nicht wieder. Man kann recht eigentlich von ihr sagen, daß die Nation sich ihrer entledigt, sie ‚gerichtet‘ habe. . . Vor den Männern, die durch ihre Tat sich als berufen zum Herrschen ausgewiesen haben, liegt nun die gleich große, gleich schwere Aufgabe, im Alltag zu wirken, mit anderen Worten: zu regieren.“

Eine klarere Rechtfertigung dafür, was in Deutschland geschah, gibt es nicht.

Man wird es einmal als eine ganz große Leistung bewerten, daß Hitler die Mittel der Demokratie zu ihrer Beseitigung wählte. Dadurch gewann sein Vordringen Überzeugungskraft auch denen gegenüber, die ihn bekämpften; das in parlamentarischen Gedankengängen bisher lebende Volk wurde damit erst gewonnen und zwar in entscheidendem

Ausmaß nicht vor dem Wahltag, sondern erst nachher, als die Brüchigkeit der Demokratie an dem Verhalten ihrer Führung zutage trat.

Mehr als ein Jahrzehnt wurden die deutschen Arbeiter auf den Bürgerkrieg vorbereitet. In den letzten Jahren war das Ziel der Angriffe Hitler. Und nun, als die Stunde schlug zum offenen Angriff, lief sie kein Signal. Die kommunistische Führerschaft ließ sich hilflos festnehmen. Die Führung der Sozialdemokratie, verbürgerlicht, belastet mit der Untreue gegen die eigenen Programme, zersprengte sich selbst. Der Fall des langjährigen preußischen Ministerpräsidenten Braun, der nach der Schweiz lief, ist typisch. Es sagte mir ein nationalsozialistischer Führer: Wir wußten ja nicht, daß diese Leute so weit sind. — Er hat recht: Niemals ist eine Macht so kläglich verlassen, niemals eine Vergangenheit so schnell liquidiert worden.

Das Volk sieht immer nur die Männer einer Partei. Ein Programm hat keine anschauliche Wirkung. Was war von der sozialistischen Führung anders zu verlangen als ein schlechtes Gewissen? Mut? Gewiß, Mut hatten einige Sozialdemokraten bewiesen — 1918. Jetzt aber, wofür Mut? Für etwas Mut, das man ja selbst längst innerlich als morsch, als verdorben erkannte? Mut der Demokratie gegen wen? Gegen Menschen, die man selbst unter Verrat der demokratischen Ideen jahrelang verfolgt hatte? Die Gegner Hitlers hatten nichts mehr, wofür sich zu kämpfen verlohnte. Sie glaubten sich selbst nicht mehr. Sie hatten zuviel gelogen.

Das Spiel war aus. Das Volk weiß das. Der alte politische Gegensatz „rechts“ und „links“ ist endgültig, der Gegensatz zwischen Marxismus und freier Wirtschaft insoweit inhaltsleer geworden, als es sich um seine Vertretung in Parteien handelt. Aber auch die nationalsozialistische Partei verlor nach ihrem Siege das typisch Parteilhafte. Sie ist der Staat.

Es gibt natürlich noch Anschauungen, die sich befehlen. Es gibt religiöse Gegensätze, Gegensätze der wirtschaftlichen Überzeugungen — doch sie treten wirksam nicht mehr in der Parteilform auf. Das Parteiwesen als solches ist eben genau so entleert worden wie der Marxismus. Die Parteien, weil sie sich selbst innerlich als überlebt empfinden,* der Marxismus, weil er, solange er herrschte, sein Pro-

* Dies gilt auch für das Zentrum, das seine politische Mittlerrolle verlor und selbst aufgab. Soweit es katholische Lebensinteressen vertrat, wird an seine Stelle die Kirche selbst rücken.

gramm verriet und weil die Nationalsozialisten, das weiß man, die soziale Frage niemals mißachten werden.

Welche Altersschicht kam durch die nationale Revolution hoch?

Ich erinnere mich noch dessen, daß alte Männer, die Ruhe brauchten, und junge, die sich dieser Ruhe dienstbar machten, mir mit einer, ihre innere Unruhe verdeckenden mitleidigen Würde oft weiszumachen suchten, daß jene Generation, der ich das Schwergewicht in den geistigen Auseinandersetzungen der Zeit zuerkennen mußte, die Kriegsgeneration, in Folge ihrer furchtbaren Erlebnisse gerade zu dieser Aufgabe ungeeignet sei; sie könne sich nämlich nicht mehr „einfügen“ — als ob der Sinn einer nationalen Befreiung, der Zweck eines neuen Lebens und einer schöpferischen Männlichkeit nicht eben darin bestanden hätte, sich nicht einzufügen in das, was sich nun auch äußerlich als gerichtet entpuppte. So ist es denn auch die Kriegsgeneration, die heute im Reiche führt. Die Entschiedenheit ihres Durchgreifens beweist es und die vermeintliche Rücksichtslosigkeit ihrer Taten, die gemessen an den früheren parteipolitischen Maßnahmen ihrer Widersacher eine außerordentliche ethische Haltung charakterisiert. In der SS steht diese Generation gesammelt, während das breite, alle Schichtungen umschließende Bett der SA doch vorwiegend aus jungen Leuten, der Nachkriegsjugend besteht. Dadurch kommt in die nationale Revolution etwas so Junges, Frisches, Zukunftsstrahlendes. Es sind nicht mehr die Gegner Wilhelm II., die da Revolution machen, keine wilhelminischen Menschen. Was könnte ihnen der wilhelminische Mensch überhaupt noch sagen? Nichts, denn er war aus all den Elementen zusammengelekt, gegen die sich heute die Befreiung vollzog.

Ich habe den innerlichen Gefühlsgehalt der Revolution ausführlicher zu schildern versucht, weil alle Revolutionen eine mächtige seelische Tragweite haben müssen, wenn sie sich durchsetzen wollen. Die innere Umschichtung und Beseitigung von unzähligen Resten entleerter Zeiten und Anschauungen ist ja auch deshalb so nachwirkend, weil sie zu reifer Stunde einsetzte. Die Bahn ist frei. Man staunt nur immer wieder, daß so restlos verschwunden ist, was noch vor kürzester Frist unüberwindliches Hindernis gewesen zu sein schien. Tönerne Götzen sind gestürzt. Da sich nun der Staub verzog, steht man: kein einziger steht mehr. Die Schultwegräumer finden bloß den Schmutz vor, den kein „System“ mehr zu verdecken ein Interesse hat. Und es hat niemand

gegeben, der eine solche Ausbreitung der Korruption in Deutschland für möglich gehalten hätte, wie sie unter der Demokratie herrschte.

Die Bahn war frei. Es kam viel darauf an, mit den ersten Taten zu beweisen, daß ein neues Geschlecht regierte, nicht nur Kämpfer — das war bewiesen — sondern Staatsmänner. Und nun erfolgt atemraubend der Anstoß zu einer Reichsreform, die von den besten Geistern immer wieder gewünscht, die in zahllosen Aufträgen intellektuell geplant, besprochen, aber niemals in die Tat umgesetzt worden war. Auch hier hatte die Demokratie versagt. Es konnte einem, der die Ängste der letzten Jahre gerade auf diesem Gebiete noch in den Knochen spürte, das Herz still stehen, als die Gleichschaltung der Länder erfolgte und mit wenig Befehlen die übertriebene Dezentralisation beseitigt wurde. Das Volk aber nahm die Neuerung als das, was sie war: als ein Geschenk, das es sich selbst gab. Denn es ist das Volk, das heute durch seine gewachsenen Führer herrscht, keine Partei; diesen Führern, die von unten, getragen durch das Volk, aufgestiegen waren, mußte das Ermächtigungsgesetz gewährt und ihnen auch übertragen sein, was sie damit schufen. Es gibt heute keine staatliche Macht in Deutschland, die in den entscheidenden Fragen nicht der Zentralmacht gläubig gehorcht. Dabei wurde die unter Deutschen immer nötige Beachtung der landschaftlichen Besonderheiten durchaus gewahrt. Die örtliche Selbstverwaltung ist nicht angetastet. So schichtet sich nun unter der alten wieder ins Leben zurückversetzten Idee des einheitlich geführten Deutschen Reiches die Eigenart der Landschaften ohne Beeinträchtigung. Die Reichsreform ist mit diesen ersten Maßnahmen noch nicht beendet. Es ist ihr aber das tragende Gerippe gegeben worden.

Mit der Brechung des Föderalismus — einer Tat, die auch im Ausland ungeheueren Eindruck machte — war also die zweite große Tat geleistet. Die dritte und schwerste wird in den nächsten Wochen wahrscheinlich mit der gleichen zupackenden Kraft umrissen werden: die Milderung der sozialen und wirtschaftlichen Nöte.

Die Nationalsozialisten hätten niemals ein solches Echo im Volke gefunden, wenn dieses bei ihnen keine revolutionär-wirtschaftlichen Kräfte gespürt hätte, die früher bei den Sozialdemokraten vermutet wurden. Die Sozialdemokratie versagte selbst da. Sie hat gerade auf dem Gebiet der Arbeiterfürsorge merkwürdig wenig geleistet. Mit Ausnahme der Arbeitslosenunterstützung ist die vorbildliche deutsche Arbeiterversicherung ein Werk Bismarcks. Die Kommunisten hatten nie-

mals politische Kraft genug, sich durchzusetzen. Ihre geistige Position war immer äußerst eng. Aber das deutsche Volk, das unter dem heutigen Wirtschaftssystem besonders schwer leidet, ist wirtschaftlich-revolutionär in weitesten Teilen. Die Brechung und der Verfall des Marxismus bedeutet also keine Stärkung des Kapitalismus. Im Gegenteil! Nur die theoretischen Ideengänge des Marxismus sind in ihrer Unfruchtbarkeit enthüllt. Und gerade dadurch sind ungeahnte Möglichkeiten für einen praktischen, sich aus den Begebenheiten und den Tatsachen der Menschennatur und Wirtschaft entwickelnden, langsam aufbauenden deutschen Sozialismus freigelegt worden, der eine Synthese sucht, die den freiwirtschaftenden Privatmenschen nicht lähmt, sofern er sich in das Gesamtbedürfnis und -wohl einschaltet. Die innere Wirtschaftseinstellung verschiebt sich also. Nicht die Theorie eines unrealisierbaren Marxismus gebietet, sondern die Notwendigkeit. Deutschland steht damit einerseits im Vortag einer Planwirtschaft, deren Umfang sich elastisch aus der Wirklichkeit und Not ergeben wird, es vollzieht aber auch einen inneren und seelischen Abbau sowohl an der kapitalistischen Wirtschaftseinstellung wie zugleich an der Bewertung der Wirtschaft überhaupt. Es gibt keinen Nationalsozialismus, der das Primat der Wirtschaft anerkennt oder wie der Marxismus der irrigen Meinung wäre, daß es jemals möglich sei, auf Grund eines entsprechend konstruierten Wirtschaftssystems die Tragik des Lebens zu beseitigen, das persönliche Wagnis jedes Einzelmenschen zu mildern und jedermann gleichgehäufte Schicksale zu bieten.

Hier scheinen mir ganz große Ausblicke in eine neue Zeit schon aufgerissen. Eine tapfere, dem Schicksal ins Auge blickende Welt hat in den Nationalsozialisten ihre Vorposten ins Leben gestellt. Ein Ereignis von wirklich umstürzender Bedeutung inmitten einer noch auf dem Erdenrund herrschenden Anschauung vollendeter Diesseitigkeit, die vermeint, das irdische Leben könne wirklich einmal zu einem Paradies gemacht werden. Wenn Theologen, die den Sinn dieser Umwälzung nicht begreifen, so wenig religiösen Instinkt zeigen, daß sie gerade dem Nationalsozialismus eine Feindschaft gegen Religion oder Christentum andichten, so wird man etwas bedrückt feststellen, daß die Verdiesseitigung der Religion bei ihren Hütern schon recht weit vorgeschritten ist, denn in der tapferen und das Tragische bejahenden Haltung des Nationalsozialismus ist der Eintritt in ein religiöses durchströmtes Leben zum erstenmal nach so viel politischen Längen

(auch der Kirchen), nach einem Jahrhundert, das von der Vernunftgläubigkeit der französischen Revolution besessen war, wieder gegeben.

Wo immer wir bei den Nationalsozialisten und ihren Taten ansetzen, überall dringen wir sofort in diese tieferen Schichten einer neuen Weltanschauung. Und auch hier muß es wiederholt werden: die Zeit war reif dazu. Der Vorhang riß auch hier mit einem einzigen Ruck völlig durch. Gewiß, nun wird es an der Oberfläche von Bedeutung sein, in wie kurzer oder langer Frist die Arbeitslosenziffer durch einschneidende Maßnahmen gesenkt werden kann. Es wird viel davon abhängen, ob es gelingt, Brot und immer wieder Brot in die ausgehungerten Mengen und die nicht weniger hungrigen SA-Scharen zu pumpen, und zwar auf einem Wege, der des Almosens entkleidet wird, der die innere Würde des Menschen und seinen Anspruch auf schaffende Arbeit wahrt. Ein tapferer schicksalsmutiger Geist wird hier von den Rußnießern der bisherigen Wirtschaftssysteme mehr gefürchtet werden müssen, als die margittischen Theoretiker. Dies erklärt zu einem großen Teil die Greuel- und Fehlmärchen, die heute über Deutschland ausgegossen werden.

Denn das Ausland versteht Deutschland nicht. Was in Deutschland getan wird, unter dem freudigen Beifall des Volkes, ist die Aufrichtung eines neuen Lebens- und Staatsprinzips unter der Führung eines wieder rein und mutig gewordenen Männertums. Es ist kein Wunder, daß zuerst in Deutschland dieser Aufstand gegen den „liberalen“ Geist erfolgte. Es ist kein Wunder, daß das Ausland, das noch immer zum Teil Gewinner des bürgerlichen Geistes ist, eine solche Tat mißversteht. Und schließlich kein Wunder, daß die Judentum der ganzen Welt davon alarmiert ist.

Deutschland beseitigt heute die Übermenge der Juden aus den staatlichen Ämtern; die Juden, die sich für Deutschland opferten, die Kriegsteilnehmer, werden davon nicht betroffen. Auf diese einfache Formel läßt sich sein verschrieener „Antisemitismus“ bringen. Das dies nicht ohne Härten für einzelne Juden abläuft, ist selbstverständlich. Wenn die Juden darüber erregt sind, muß gerechterweise auf die Rolle hingewiesen werden, die sie selbst in den Revolutionen der Neuzeit gespielt haben und wie sie sie gespielt haben. Ein Volk gleich den Juden, ohne Bauerntum, ohne tiefe Verwurzelung mit der Landschaft, freizügig, und im allgemeinen ohne letzte Einsatzbereitschaft für den Staat, dem es seinen Schutz verdankt, hat gewiß ein tragisches Geschick. Es

hat nirgend eine wahre Heimat. Es untersteht den Bindungen der anderen Völker an den Geist des Landes, an die Heimat nicht. Es bewahrt sich neben dessen Geschick und unterscheidet sich besonders in Westeuropa auch von den nationalen Minderheiten, denn diese leben innerlich in ihrer Landschaft. Sie treten vor allem als nationale Minderheit auf und bekennen sich dazu.* Sie treiben nicht Mimikry, wie meistens die Juden, die als das sprachlos gewordene Volk in der Sprache anderer Völker reden, als Sprache dieses; und doch werden sie mit ihnen nicht eins, sondern bleiben Juden. Wenn aber die als nationale Minderheit sich offen bekennenden Czernowitzer Juden, von niemand gezwungen, einfach zur Vergeltung für angebliche deutsche Judenverfolgungen, beschließen, ihre eigene Muttersprache, die doch die deutsche ist — soweit es eben deutsch ist, was sie sprechen — aufzugeben, so können wir das wieder nicht begreifen. Denn kein anderes Volk könnte einen solchen Beschluß fassen, ja einen solchen Plan auch nur denken. Nicht bloß, daß darin die Heiligkeit der Sprache der eigenen Mutter nicht empfunden wurde, es äußerte sich in dem Beschluß auch die Spekulation auf das Rumänentum, dessen Jugendgruppen doch der wirklich sichtbare und angreifende Feind der Czernowitzer Juden sind. Trotzdem beschloß man, rumänisch zu sprechen, was natürlich keinen einzigen Rumänen begeistern wird.

Wenn nun ein solches Volk immer wieder durch zahllose seiner Mitglieder Einfluß auf das Leben Deutschlands zu gewinnen versucht und dies, wie erwähnt, in der Form der Mimikry; wenn es dabei ohne Verständnis für die bluthaften Bindungen der Deutschen gerade deren tiefsten Gehalt mißversteht und oft verlästert; durch das Fehlen solcher Bindungen bei sich selbst besonders hemmungslos eine augenblickliche Konjunktur auszunützen weiß und in Massen plötzlich an Stellen sitzt, die es wesentlich nicht ausfüllt — so entsteht eine Spannung zwischen ihm und den Deutschen, die einmal zur Austragung gelangt. Eine solche Spannung wird verschärft durch die aus dem vorher Gesagten ohneweiteres verständlichen Trieb der Juden zu zeretzenden Gedanken, zu umstürzlerischen, aber nicht aus dem Geist des Gastvolkes wesentlich aufblühenden Bewegungen. Der Mangel an Bindungen ver-

* Infolgedessen hat Deutschland auch keinerlei Maßregeln gegen seine übrigen, bodenständigen Minderheiten getroffen, noch deren kulturelle, vom Staate unterstützten Einrichtungen angefaßt. Bekanntlich gibt es kein Land, das von staatswegen so viel für seine Minderheiten tut wie Deutschland.

führt sie leicht zu Maßlosigkeiten, wo sie die Macht haben, zu Korruptionen im Frieden — wie man das jetzt in Deutschland bemerken konnte, wo Juden in unverhältnismäßig großer Zahl an Skandalaffären beteiligt waren, die infolge der Demokratie zwangsläufig entstanden. Und der Mangel an Bindungen verführt sie zu Maßlosigkeiten in Revolutionen. Ich bin 1919 auf den Blutspuren und auf den Fährten des roten Terrors in Ungarn vormarschiert. Sene Revolution war jüdisch geführt.

Die moderne Demokratie fand wie jede Herrschaft ohne klare Ausprägung volkhafter Wesenszüge auch in Deutschland den Zulauf der Juden — was ihnen gar nicht verdacht werden kann, wenngleich es keine kluge Einsicht in die dauernden Vorteile ihres Stammes bewies. Vor dem Machtantritt Hitlers war an den Berliner Gerichten, wo schon vor dem Kriege ziemlich viel Juden amtierten, die Zahl der zugelassenen jüdischen Rechtsanwälte höher als die der Deutschen (ihre Vermehrung seit 1918 beträgt das Vielfache!). Genau so liegen die Dinge bei den Amtsärzten. Dieser Zustand wurde vom deutschen Volk schließlich als unhaltbar empfunden. Manche deutsche Juden haben schon früher ihre warnende Stimme erhoben. Ich habe nun den begeisterten deutschen Boykott zur Abwehr der jüdischen Greulpropaganda in zwei Städten am Rhein gesehen. Es war eine ruhige Demonstration. Denn auch hierin ist das im Reich erhobene neue Postulat von so allgemeiner und weltwandelnder Bedeutung, daß es keiner Maßlosigkeit bedarf und daß selbst eine tragische Verwicklung, in die Deutschland fallen könnte, es nicht aufheben wird. Nur eines kann den Frieden zwischen Juden und Deutschen, der unzählige Jahrhunderte andauerte, wieder bringen: das freie Bekenntnis der Juden zu sich selbst und der Verzicht auf jene oben angedeutete Mimikry. Niemand wird ihnen dann das Licht an der Sonne in Deutschland rauben.* Diese Einsicht und diese Reformation des Judentums durchzuführen, ist Sache der Juden, die man immer wieder trifft, jener an ihrem Volke leidenden werthafte Menschen, von denen ich einige

* Ganz sinnlos erscheint es uns, wenn die Juden im Ausland, besonders in Rumänien, wo sie sich zum Teil als nationale Minderheit bekennen, diesen Minderheitsgedanken dadurch wieder entwerten, daß sie eine andere Minderheit, die deutsche, drangsalieren und dabei auch das Mimikryjudentum in der ungarischen und rumänischen Presse aufmarschieren lassen — und all dies bloß aus Neßgefühlen gegen Deutschland. Ein solches Verhalten, das eine Flut von Lügen und dämmler Ge-

kenne und schätze und deren geistige Arbeit ich auch in diesen Blättern unterstützt habe.

Die Demokratie des Auslands erhebt ihren Protest im Namen der Menschlichkeit — das ist immer so gewesen. Im Namen der Menschlichkeit wurden deutsche Mädchen von Negern vergewaltigt und im Namen der Menschlichkeit mordete ein Corvin-Klein in Budapest. Wie lächerlich nehmen sich gemessen an diesen Heldentaten die Vorfälle aus, die in Deutschland im ersten Sturm der nationalen Revolution vorkamen. Es wurden hie und da Widersacher verprügelt. Das spielte sich meist in Kleinstädten ab, wo sich die einzelnen Gegner persönlich kannten. Diese Schlägereien, die verglichen selbst mit den monatelangen Revolverkämpfen zwischen deutschen Kommunisten und Nationalsozialisten belanglos waren und überdies nach wenigen Tagen eingestellt wurden, bewegen heute eine Welt, die an der blutigen Gloire der französischen Revolution wie an einem Evangelium hängt, über deutsche Greuel zu krähen! Und da es Greuel nicht gibt, erfindet man z. B. folgendes, was in einer englischen Zeitung zu lesen war: auf den Plätzen Berlins würden jüdische Mädchen zur Vergewaltigung an den Meißbietenden verkauft und aufgeregte alte Töchter schülten mit ihren Peibern die Ehre ihrer weinenden Töchter. — Wer nur in ganz geringem Maße volkspsychologische Fähigkeiten hat, weiß, daß hier eine orientalische Phantaste ihre geheimsten Verdrängungen ausschüttete.

*

Deutschland hat eine Wandlung vollzogen, an der die Welt nicht vorbeigehen kann. Einen wesentlichen Dienst hat es dabei dem Westen Europas geleistet: es beseitigte die marxistische Gefahr, an der das deutsche Volk, selbst wenn es kommunistisch geworden wäre, nicht stürbe, wohl aber das in seinen alten Formen noch gar nicht aufgelockerte französische. Dieser Dienst wird in allen außenpolitischen Fragen eine wesentliche Rolle spielen. Den zweiten großen Dienst leistete die deutsche Revolution der gesamteuropäischen Zukunft, da

meinheiten über das Deutschtum in Rumänien austreute, wird — wie immer im Leben des jüdischen Volkes — schließlich auf dieses selbst zurückfallen. Vor allem werden wir uns, die niemals die Lage der jüdischen Minderheit in Rumänien zu schädigen versuchten, ja bei instinktiver Scheidung der seelischen Fronten häufig mit ihr zusammenwirkten, ihr heutiges Verhalten merken müssen — nicht um Rache zu nehmen, bloß: um in Zukunft Bescheid zu wissen.

sie in dem Staate, der am meisten für die Mitte und den Osten des Erdteils kulturell bestimmend ist, die Demokratie in einer schöpferischen Weise ersetzte. Und doch ist heute in Deutschland trotz der entschiedenen Abkehr von der Demokratie mehr Freiheit für den Einzelmenschen, gleichgültig welcher Nation, als in Polen und manchen anderen Ländern; vor allem eine sinnvolle Freiheit. Und der dritte große Dienst besteht darin, daß Deutschland die sozialrevolutionären Energien, die es bisher schon latent sammelte, nun geschlossen in der Richtung einer neuen Wirtschaftsordnung einsetzen und damit Europa einen Weg aus der allgemeinen Wirtschaftssystemkrise weisen wird.

Die außenpolitische Lage Deutschlands ist ernst, im Osten bedroht. Eine Isolierung kann erfolgen. Man wird dabei daran erinnert, daß jede wirklich große und die Welt mitbestimmende Revolution eines starken Volkes eine Zeit seiner Isolierung und selbst der Kämpfe nach sich zog. Was uns auf die Vermeidung bewaffneter Konflikte hoffen läßt, ist die Weltkrise und die unübersehbaren Gefahren, die sich für die westlichen Mächte aus einem Neuausflammen des Marxismus ergeben könnten.

Auch der Weg im Inland wird schwierig sein. Die Regierung ist nicht einheitlich zusammengesetzt. Hugenberg vertritt eine verklungene Zeit sowohl in seinem staatlichen und monarchistischen, wie in seinem wirtschaftlichen Denken. Wenn nicht alles fruchtet, wird er verschwinden, weil seine Anhänger wegschmelzen, weil der Stahlhelm zu den Nationalsozialisten abschwenkte, wie alles, was heute lebendig im Reiche zu denken fähig ist.

Eingangs schon erwähnte ich: die Gegensätze haben den Schauplatz der Auseinandersetzung in den Staat selbst, in die Regierung selbst hineinverlegt. Die Parteien sind tot. Und daher dies ungeheure Wechseln der Fronten innerhalb der Bevölkerung. Mit unglaublicher Wucht wird der Staat selbst an alle Probleme gedrängt. Es sind junge Leute, die ihn führen, nicht jene altlichen Revolutionäre von 1918. Dies bringt in die Bewegung der Geister eine so lebendige und nationale Note. Alles, aber auch alles, was im Reiche lebt, plant, schafft, denkt, ist hineingerissen in diesen Prozeß. Daher ist die Angst, die einen vom Ausland her packen konnte, als ob die Verschärfung der nationalen Instinkte eine lederne Deutschkümelei in Kunst und Geistesleben hervorlocken könnte, lächerlich. Typen wie Emil Ludwig oder Einsein, oder gar die schleimialste schriftstellerische Unfähigkeit Lion

Feuchtwanger werden sich nicht mehr behaupten können, auch abgesehen von ihrer staatspolitischen Unzuverlässigkeit. Aber die Ausstoßung dieser Literatur geht ja im Innern des deutschen Volkes seit Jahren schon instinktiv vor sich und erklärt den Haß der Betroffenen. Auf diese Wandlungen haben wir selbst schon einmal hingewiesen. Gefahr einer Beeinträchtigung der Kunst, einer Versimpelung der Geisteswissenschaften? — auch dies sind Schlagworte aus dem Arsenal jener Demokratie, die sich einbildete, die Kultur der Welt zu vertreten und sie verriet.

*

Unerhört trüchlig, unendlich weit ist die seelische und geistige Landschaft, die sich heute im Reich aufstaut. Nicht umsonst hat man immer wieder das Gefühl vor weitgeöffneten Toren zu stehen, nicht umsonst verfällt der Berichtersteller immer wieder darauf, von neuen Wegen, Toren, Ausblicken zu sprechen. Es ist Neuland auf dem freigelegten Boden der Geschichte der Deutschen, in das Hitler seinen Pflug zieht. Die ganze Welt spürt es. Denn niemals fanden die Deutschen zu sich selbst zurück, ohne Saat auszustreuen über alle Grenzen weg. Und diese Saat wird reifen, ob auch noch viele Gewitter über sie niedergehen mögen!

Kep 5/1933, Seite 165 - 177

Die Verfolgung der Deutschen in Rußland

Von Heinrich Zißisch

Die Geschichte mancher auslanddeutschen Siedlung ist glanzvoller, vielleicht auch äußerlich heldischer, jedenfalls sichtbarer und fassbarer, in ihrer kulturellen Ausstrahlung deutlicher als die der Wolgadeutschen. Keine aber erschütternder, keine an schweigendem Dulden, zäher unbekämpfter Heldenhaftigkeit gewaltiger. Es ist, als sei diesen Deutschen, die seit ihrer Ansiedlung durch Enttäuschungen und blutigen Verrat hindurchschritten, das große Leid, die Melodie des Wolgaströmes, zehnfach bestimmt worden, den Bauern und Handwerkern, den tragenden Schichten, den schweigenden Säulen des Volksstums. Mag ihr Wirken auch nicht so leuchten wie das der Ballen am Meere, umschimmert von der herrscherhaften Willenskraft erobernder Geschlechter, nicht gefügt sein wie das städtische Führertum aller siebenbürgischer Vergangenheit; es ist in seiner bis heute kolonistenhaften Erdverbundenheit, in dem geistig kleineren Zuschnitt des Daseins doch eine Passion, groß wie andere deutschen Schicksale, von denen die Lieder künden, berufen, zum Mythos für unser Volk zu werden. Dieser Mythos kann nur ein religiöser sein, nicht deshalb, weil zu ertragen, was die Wolgadeutschen ertragen, nur dem religiösen Menschen möglich ist, sondern weil ein Sinn in diesem grauenhaften Leiden nur vor Gott sein kann.

Katharina II. rief diese Kolonisten ins Land. Sie kamen mit großen Rechten 1764 aus verschiedenen Teilen des Reiches, hauptsächlich aus dem Rheinland und aus Schwaben, nicht mehr als 27.000 Seelen. Freies Ansiedlungsrecht, freie deutsche Verwaltung, bereits stehende Häuser waren ihnen versprochen. Und als sie in Rußland einzogen, wies man ihnen die von wilden Stämmen bedrohten leeren Steppen der Wolga an. Kein Haus stand da, keine Hütte. Die verzweifellen, betrogenen Menschen gruben sich in die Erde ein. Sie kämpften gegen Schlangen und Wölfe, die sie bedrohten. Sie wurden vom Fieber dahingerafft. Sie hatten anfangs nichts, was den Bauern ausmacht außer Grund,

nicht Saal, noch Werkzeug, Vieh noch Haus. Asiatische Horden überfielen sie. Tausende sanken im Kampf. Auf das Feld gingen sie bewaffnet. Viele Hunderte wurden gefangen und auf unbekannten Sklavenmärkten des Südens verkauft. Grauenhaft waren die Schandtaten, unter denen die langsam entstehenden Dörfer litten. Endlich half die russische Regierung, aber sie war oft machtlos angesichts so vielfältiger Gefahren.

Dann aber gab wenigstens der Boden, was man ihm in Mühe und Schweiß anvertraut hatte. Allmählich wurden die Kolonien zum deutschen Dorf. Die Ernten wuchsen. Mühlen entstanden. Werkstätten erblühten. Nach zwanzig Jahren eines wahnwitzigen Kampfes saßen die Wolgabauern in beginnender Zufriedenheit auf eigengeschaffenem Grund. In manchem Streit gelang es auch, die deutsche Selbstverwaltung aufrechtzuerhalten und auszubauen, bis achtzig Jahre später Rußland wieder alles vergaß, was diese Deutschen aus der Odnis geschaffen hatten.

Was hatten sie geschaffen? Sie hatten dies Gebiet der Kultur erschlossen; die Räuberbanden beseitigt. Die Wolga wurde unter ihrem Pflug das beste Kornland Rußlands. Als sie sich stark vermehrten, zogen ihre Jungen weiter hinaus und besiedelten Neuland, teilweise in der Nähe der Wolga, dann in der Kirgisensteppe, im Nordkaukasus, selbst in Sibirien. Und als man ihre Freiheiten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts anfastete, da zogen sie auch über das Meer, nach Amerika. 600.000 an der Wolga, 600.000 in Südrußland, 50.000 im Kaukasus, 22.000 in Baku und Tiflis, 100.000 in Sibirien — dies der Stand vor dem Kriege, zu dem noch 700.000 Deutsche in Polen und die Balken zu rechnen sind. Und viele Hunderttausende in Amerika.

Die Wolgadeutschen hatten als erste in Rußland ein geschlossenes Volksschulwesen, sie hatten riesige Mühlen, das beste Mehl und eine volksverbundene, lebendige Kirche. Da kam der Krieg, nachdem schon vorher der Chauvinismus neue Kämpfe und Bedrohungen gebracht hatte. Und nun geschah das Barbarische, das Asiatische: die zaristische Regierung sagt diesen Menschen, dieser kultiviertesten Landbevölkerung in dem ungeheueren Reich den Tod an. Sie beschloß sie auszusiedeln, nach Sibirien zu verpflanzen, obgleich keinerlei Verrat den scheußlichen Schritt rechtfertigte. Unzählige fielen der Verordnung in Wolhynien und Kongreßpolen zum Opfer. Die Wolgadeutschen befreite der Ausbruch der Revolution vor dem gleichen Schicksal.

Die in der Armee verhöhnten Deutschen kehren zurück. Ein deutsches Leben beginnt wieder frei am Riesenstrom. Es bildet sich ein Zentralkomitee der Wolgadeutschen. Die Schulen werden wieder deutsch. Eine deutsche Zeitung entsteht. Zwei deutsche Volkskongresse verlaufen begeistert. Da fangen die großen Plünderungen an. Aufflammende Revolutionsideen innerhalb der Wolgadeutschen scheitern am gesunden Bauernsinn. Im Dezember 1917 dringen Rotgardisten in die Dörfer, um die Scheunen und die Ställe zu leeren. Sie werden abgewehrt. Sie kommen verstärkt wieder. Die Deutschen unterliegen in regelrechten Schlachten. Der Irrsinn wütendster Instinkte herrscht über sie. Die Banken sind sozialisiert. Alle Ersparnisse verloren. Kontributionen fegen die letzten Geldversflecke aus. Niemand ist seines Lebens sicher. Furchtbare Missetaten im ganzen Gebiet. Auf das Flehen deutscher Delegationen errichtet Lenin die Autonomie der Wolgadeutschen. Es ist aber eine kommunistische Autonomie. Ein Ukas schreibt vor, daß der Kampf „gegen die Großbauern und Konterrevolutionäre“ von deutschen Kommunisten fortgesetzt werden soll. Er wurde fortgesetzt. Kommissionen zur „Entkleidung des Bürgertums“ gingen von Ort und zu Ort, nahmen die letzte Wäsche aus den Truhen.

Da nahen die Weißen. Die Deutschen stürzen in ihre Reihen, obgleich auch diese Bürgerkriegsheere nicht viel besser sind. Die Roten siegen. Neue Blutbäder. Und hinter ihnen marschiert 1919/20 der Hunger ins Land. Nun wird die Hölle vollendet. Marter und Folter in jedem Ort, um Nahrungsmittel, die nicht mehr vorhandenen, aus den ausgemergelten Leibern herauszupeitschen.

März 1921. Die Kolonisten sind irr vor Verzweiflung. Sie hören von neuen gegenrevolutionären Bewegungen. Sie erheben sich zum Aufstand, verjagen in blutigem Kampf die Roten. Aber die Maschinengewehre siegen. Die Tscheka geht wieder ans Werk. Wahllos fallen Schuldige und Unschuldige. Und nur 9 Prozent der Ausfaat von 1917 wird ausgesät. Der Sommer ist trocken. Der Hunger wächst. Im Juli und August überfällt das Grauen die Menschen. Sie beginnen vor dem Tode zu fliehen. Mit dem wenigen Habseligkeiten auf dem Wagen, mit den winselnden Kindern ziehen sie in langen Kolonnen auf die Landstraßen. Wohin?

Zehntausende wandern durch Rußland. In den Städten treffen sie ein. Das Deutsche Rote Kreuz bringt Hilfe, aber es ist machtlos

vor der Übermenge des Elends. Die Menschen verhungern an der Wolga, in den Dörfern, auf den Landstraßen, in den Städten.

Da verkündet Lenin den Röp, die Wiedereinführung des Privatbesitzes. Saatgut aus dem Ausland wird verleih. Die Bauern werden aufgefördert, heimzukehren. Und die Wolgadeutschen fassen neue Hoffnung. Sie bringen es in den nächsten Jahren in ungeheurer Mühe fertig, erträgliche Verhältnisse zu schaffen. Unzählige spannen sich selbst vor den Pflug. 1924 wird die wolgadeutsche Sowjetrepublik proklamiert. Bald nachher beginnt wieder die Bolschewisierung; erst durch rücksichtsloses Anziehen der Steuerfchraube, dann durch die Kollektivisierung. Hier nun fängt nach allem Wahnsinn, nach allem Greuel menschlicher Leidenschaften die volle Hölleausgeburt, das wahrhaft Antichristliche sein Regiment an: die dem Leben und der Natur völlig abgekehrte Theorie. 1929 wird der Fünfjahrplan ins Leben — wahrhaft ins Leben — hineingepreßt.

Die Tollheit der Ideen von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, durch Marx schon ins Klassenbedingte umgebogen, hier wird sie nun durch ein abstraktes Denken, das von jeder wahren Einsicht in die menschlichen ewigen Lebensformen, ja vom Menschlichen überhaupt entfernt, von ihm unberührbar maschinenmäßig abläuft, zum Tod der Landwirtschaft und der Bauern. Die sinnlose Übertreibung der Stadt, nicht ohne maßgebenden Einfluß jüdischer Entwurzeltheit, mordet das Land, nachdem längst alle gewachsenen Bande auch der Städte dem leeren Denken eines ausgeklügelten entgotteten Schemas zum Opfer fiel. Der selbständige Bauer muß weg, der Kulak muß verschwinden. Seine Schuld besteht darin, daß er sich einst durch eigener Hände Werk nährte. Die Geheimpolizei stellt für jedes Dorf Listen auf. Meist in der Nacht werden die Menschen zusammengetrieben, in Viehwaggons verladen und in die Urwälder Sibiriens abtransportiert. Viele kommen infolge der barbarischen Behandlung schon tot an, andere sterben unter den Leiden der Arbeit in Sümpfen und Wäldern, andere unter den Peitschen der Aufseher. Die nächsten Unverwandten werden auseinander gerissen. Männer und Frauen, Eltern und Kinder. 50.000 deutsche Bauern gingen bisher diesen Weg. Unzählige werden ihn noch gehen. 6000 konnten nach Deutschland flüchten.

Und die Daheimgebliebenen, die Nichtkulaken?

Sie sind „kollektivisiert“, wie es in dem unmenschlichen Jargon der Sowjets heißt, aber sie sind genau so „liquidiert“, wie man in

der Tscheka die Leute nicht hinrichtet, sondern liquidiert. Sie arbeiten unfrei, umgeben von den Maschinengewehren der Sklavenhalter, die ihnen die Ernte abnehmen, schauerlicher zu Tieren gezwungen als einst die Negerklaven. Sie hungern. Sie hungern seit Jahren. Sie flüchten wieder über die Wälder. Ihr seelisches Leben ist zerstört. Die Priester in die Urwälder verbannt. Und doch haben wir sehr viele Zeugnisse einer uns unfassbaren Seelengröße einfachster Menschen, die aus ihren Briefen spricht.

In diesem Jahre 1933 ist das Elend, das schon immer unmeßbar war, ins Infernalische gewachsen.

Endlich wird darüber Europa wach. Endlich wird in Deutschland in einer großen Aktion — „Brüder in Not“ — versucht, zu helfen, obgleich alles nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein kann. Aber wir wissen nun, was da in Rußland vor sich geht.

Vor 14 Jahren noch war an der Wolga ein von Arbeit summandes, wennauch national aufs Schwerste bedrohtes urgesundes Leben. Heute, nachdem Hunderttausende gemordet, in den Hungerlod durch verbrecherische Regierungstollheiten gedrängt, verstümmelt, verjagt, geschändet, innerlich verflucht wurden, treten die letzten an ... um zu Ehren der kommunistischen Idee und ihrer Verfechter zu verhungern.

Es sind Deutsche. Wer helfen will, lese das im Aranzverlag, Berlin, erschienene Bändchen „Die Wolgadeutschen“ von Johannes Schleuning, einem wolgadeutschen Führer und dem Leiter des Zentral-Komitees der Deutschen aus Rußland, der lese die Zeitschrift des Komitees „Deutsches Leben in Rußland“ und sende Liebesgabenpakete an dieses Komitee nach Berlin NW 52, Schloß Bellevue, vor allem aber lese er die folgenden zwei Briefe aus dem Jahr 1933:

....., den 3. März 1933.

Liebe Brüder und Schwestern, will kurz unsere traurige Lage Ihnen schildern. Möchte der liebe Heiland geben, daß dieser Brief in Eure Hände käme. Wurden im Jahre 1930 aus dem Dorfe ... herausgetrieben, konnten nicht mal das gebackene Brot mitnehmen. So gingen wir 25 Werst (km) nach der Station, mit 5 Kindern und einer kranken Frau. Es kostete manche Träne, bis wir hinkamen. In der Nähe durften wir nicht bleiben, so nahmen wir unsere Zuflucht nach den Kohlenhöfen. Es war 500 Werst von unserer Heimat entfernt, wo wir arbeiteten, wenn auch sehr schwer und mit wenig Brot, aber dennoch, es ging bis den 27. Januar 1933. Dann wurde ich arretiert und saß hinter Schloß und Riegel bei 100 Gramm Brot und Wasser. Bin ganz geschwollen vor Hunger, und die Familie zu Hause, Frau und Kinder, sind ganz geschwollen vor Hunger. Sie leben nur von Kraut. Darum bitten

wir Euch, im Namen des lieben Heilands, erbarmt Euch unser. Vielleicht kommt noch mal die Zeit, daß wir es abarbeiten können. Wir bitten Euch, im Namen des lieben Heilands. Hunger tut so weh. Bitte, bitte erbarmt Euch unser!

Unsere Adresse folgt...

Wenn es bestimmt ist, vom lieben Heiland, daß wir todbungern sollen, so sind wir der vollen Ueberzeugung, daß unser Name im Buch des Ewigen Lebens eingeschrieben ist.

*

Gott sei mit uns von nun an und in Ewigkeit. Amen. Vielgeliebte Freunde! Euren werthen Brief haben wir alle noch zu Hause erhalten, aber er hat uns nicht bei Freude angetroffen, sondern bei Kopfhängen und tränenden Augen. Wie tief liegt doch mein Herz im Blute wegen der großen Schmerzen und Wunden. Was Gott an uns getan hat, das wissen wir, aber die Zukunft weiß niemand. Sie haben mir meinen alten abgelebten Mann weggenommen im 60. Lebensjahr, auch haben sie unseren verheirateten Sohn Eduard von seiner Frau und Kind weggenommen. Beide wurden vorgestern um 12 Uhr in der Nacht verurtheilt, jeder auf 10 Jahre in Verbannung ohne Widerrede. Zu dem Gericht bin ich auch mit meinen Kindern hingefahren, auf das Begräbniß der lebendigen Leichen. Als wir dahin kamen, wo die Unrigen unter Bewachung standen, sah ich meinen Mann und Sohn dastehen blaß und bleich wie die Wand. Da sank ich gleich in Ohnmacht. Mein alter Mann und lieber Sohn halfen mir wieder auf und trösteten mich mit Gottes Wort. Als wir ein paar Stunden beisammen waren, ging es ans Abschiednehmen. Keiner von uns konnte sprechen, nur riefen wir alle zu unserem Gott. Wie schwer unser Abschied war, können wir euch gar nicht schreiben. Als wir weggingen, rief unsere verheiratete Tochter Alwine: „Ich sterbe!“. Als sie das ausgesprochen hatte, sank sie zu Boden und wurde ganz blau vor Entsetzen. Nach einer Stunde kam sie wieder zu sich und dann fuhren wir nach Hause. Am anderen Tage wurden die beiden ins Gefängnis getrieben. Da fiel unser Sohn auf seine Knie, benehnte die Bank mit Tränen und schrie: „Mein Herz reißt ab! Wenn ich doch hier sterben könnte! Ich und mein Vater sind unschuldig und wir müssen unschuldig sterben“. Liebe Freunde, ihr werdet wissen wollen, weswegen mein Mann und lieber Sohn so hart bestraft sind. Die Ursache ist, daß wir so viel gearbeitet haben, deswegen heißen wir Aulaken. Aber sie sind nicht nur allein verhaftet worden, auch unsere Wirtschaft wird konfisziert. Sie werden alles aufschreiben und verkaufen und uns aus den Häusern treiben. Gott weiß, ob ich noch oft werde übernachten in meinem Hause und mit meinen Kindern. Ich mache mir viel Mühe und Geldkosten, aber ob es helfen wird, weiß ich nicht. — Pastoren haben wir schon längst nicht mehr, nur solche mit eisernen Kreuzen und eisernen Fäusten, die die Leute in den Turm treiben, aber nicht in die Kirche. Das ist gerade so, als wäre der Teufel von der Kette los geworden und reißt zwischen den Menschen wie die Wölfe zwischen den Schafen.

Ref 9/1933 Seite 330 — 335

Die Befreiung Wiens

Von ~~Heinrich Züllich~~

Bei der 250-Jahrfeier der Befreiung Wiens von den Türken werden sich mancherorts in diesem Monat zwei Darstellungen der großen Ereignisse um und am 12. September 1683 spreizen, die gleicherweise falsch und für unsere gegenwärtige Lage im mitteleuropäischen Raume bezeichnend sind. Die eine ist polnischen Ursprungs und wohlbekannt. Sie versicht die These, daß der bei der Befreiung Wiens mitbeteiligte polnische König Sobieski nicht bloß den formalen Oberbefehl über das

abendländische Entsatzungsheer hatte, sondern auch die wirkliche Führung, daß also die Polen Europa vor dem Islam retteten. Diese Legende ist längst in ihrer Unhaltbarkeit klargelegt. Der Oberbefehl gebührte dem Kaiser, der aus politischen Gründen davon keinen Gebrauch machte, worauf Sobieski als rangältester im Felde stehender Fürst den Oberbefehl antrat, aber dieser Befehl war seinem Wesen nach eine Ehrenstelle. Weder hat Sobieski die ungeheuer schwierigen diplomatischen Vorbereitungen des Feldzuges geleitet, noch die militärischen Handlungen, ja er traf beim Hauptheer erst zu einer Zeit ein, wo entscheidende Maßnahmen längst getroffen, wo der Schlachtplan entworfen, wo der Aufmarsch der Truppen beinahe vollständig durchgeführt war. Der Feldherr war Carl von Lothringen und die Abwehr der Türken eine vom Kaiserhof, unter tatkräftiger Unterstützung des Papstes und unter dem Einsatz des ganzen deutschen Volkes mit Ausnahme Brandenburgs vorbereitete und durchgeführte Tat.

Eben so falsch ist die „österreichische“ These, die aus billigen parteipolitischen Gründen von den herrschenden Männern heute in Wien verfochten wird. Es genügt dagegen der Einwand, daß die Entsetzung des von Starhemberg tapfer verteidigten Wiens eine der letzten großen und geschichtlich entscheidenden Leistungen des alten Reiches war, das wohl von Wien aus geführt, doch hier in einer Auseinandersetzung stand, die ihren Sinn verloren hätte, wenn sie bloß auf diese Stadt und das habsburgische Kronland beschränkt gewesen wäre. Die großösterreichische Aufgabe im Ostraum bildete sich erst später, als nach der Säuberung des Gebietes von den Türken die mächtige Stärkung des Reichsgedankens, die gerade das Jahr 1683 in einem vorher kaum glaublichen Ausmaße gebracht hatte, an den westlichen Ereignissen am Rhein und an der brandenburgischen Entwicklung wieder zusammenschmolz. Österreich wurde später als habsburgische Hausmacht für eine Zeit gewiß der Erbe der alten Reichsfürsenschaft im Osten, die 1683 gerettet wurde, aber dies Erbe, das nur solange kraftvoll bleiben konnte, als es im deutschen Volke, dem Träger der Reichsidee, begründet blieb, ist heute, wenn man es staatlich unterbauen will, zurückgefallen an die neuere, stärkere, bewußtere staatliche Verkörperung dieses Volkes, an das heutige Reich. Es liegt nicht bei einem Österreich, das weder ein östliches Einflußgebiet hat, noch jemals aus seiner gegenwärtigen Winzigkeit einen Anspruch darauf erheben kann. Daß aber nun gar ein Vollfuß-Österreich die unsinnige Annahme

hat, sich als das Erbland des Geistes von 1683 hinzustellen, ist eines der düsteren Verratskapitel, die es leider in der deutschen Geschichte immer wieder gab. Dieses Kapitel ist heute durch Lächerlichkeit noch unerträglicher geworden.

So wenig die alte deutsche Sendung im Ostraum ohne Österreich verwirklicht ist, so wenig ist sie heute von Österreich allein zu erfüllen. Jeder Anspruch darauf, auch in der Form einer geschichtlichen Fälschung, wie sie gegenwärtig aus durchsichtigen und volksverräterischen Gründen in Wiener Regierungskreisen versucht wird, ist schon ein Abfall nicht bloß von der Wahrheit, sondern vom Deutschtum. Denn das Deutschtum war 1683 in Frage gestellt, nicht ein noch nicht vorhandenes Österreich. Es war die Reichsidee und damit die europäische Mitte in Frage gestellt, deren Fundament das deutsche Volk ist.

Zweimal hat der Islam die abendländische Welt bedroht. Der erste maurische Ansturm wurde von Karl Martell 732 bei Poitiers endgültig abgewiesen. Der türkische Ansturm dauerte länger. Er unterbrach bis heute die restlose Durchdringung des europäischen Ostraumes durch das Reich, er konzentrierte sich aber zur letzten Entscheidung im Jahre 1683. Hier fiel der Würfel darüber, ob der Ostraum wieder der alten Sendung des Reiches geöffnet wurde. In einem auf wenig Wochen zusammengedrängten Entscheidungskampf wurde damals für alle Zeit der islamitische Anspruch auch hier abgewiesen. Die großartigen folgenden Jahrzehnte der Türkenvertreibung aus Ungarn waren nur die Vollendung der schon vor der Reichshauptstadt Wien gefallenen Entscheidung, die von der Reichsführung in einer meisterlichen diplomatischen Arbeit und meisterlichen militärischen Zusammenballung der Reichskräfte vorbereitet worden war. Die Einzelheiten dieser atemberaubenden, für unseren ganzen Erdteil schlechthin bestimmenden Tat hat Reinhold Lorenz in seinem ausgezeichneten Werk „Türkenjahr 1683“ (bei Wilhelm Braumüller, Wien, 1933) geschildert. Es ergibt sich aus seiner Darstellung, daß jene Zeit sich der Tragweite des Kampfes vollkommen bewußt war. Wie immer, wenn die deutsche Sache auf Leben und Tod bedroht wurde, stand auch hier Frankreich als Widersacher im Spiel. Es war die Zeit der Reunionen Ludwig XIV. Der Wiener Hof mußte lange nicht, ob die Bedrohung der Westgrenze gefährlicher war als die der Ostgrenze. Aber damals war das abendländische Empfinden selbst in Frankreich noch soweit lebendig, daß im Augenblick der härtesten Gefährdung des Erdteils durch eine Welt, die ihn

verneinte, eine offene Parleinahme für den Feind nicht möglich schien. Die geheime blieb davon unberührt. Seither hat sich dies geändert.

Nicht geändert hat sich die grundsätzliche französische Politik. Sie geht wie damals darauf aus, den Ostraum in einen Gegensatz zum Reich zu stellen. Nicht geändert hat sich die deutsche Sendung dem Ostraum gegenüber. Nur die Formen wandelten sich. Heute wie je ist der Ostraum — und dies ist wieder durch das Jahr 1683 als eine geschichtliche Tatsache erhärtet worden — erst durch seine Beziehung auf das deutsche Volk dauernd zu befriedigen. Die Formen, wir erwähnten es, haben sich dafür gewandelt. Einmal stand die Form der Oberherrschaft des Reiches zu Gebote. Heute kann es nur die der Verbündung sein. In jedem Falle versinkt der Ostraum ohne Anlehnung an das Reich. In jedem Fall verliert das Reich seine einzigartige Bedeutung als Schwerpunkt Europas ohne Blickrichtung auf den Osten. Und in jedem Falle ist Osten und Reich in Unordnung und Sinnlosigkeit gestürzt, wenn der Schwerpunkt, der sich im Reich natürlich und aus geistiger Beauftragung bietet, von Frankreich machtpolitisch, oberflächlich und ungeistig nach Paris hingerissen wird. Im gleichen Augenblick droht der Orient oder heute die sarmatische Ebene: Rußland.

Die Lage 1683 hat manche Ähnlichkeit, wenn auch keine Gleichheit, mit der unseren. Ein unmittelbarer Angriff der östlichen Bedrohung ist heute nicht zu erwarten. Rußland ist machtpolitisch wenigstens augenblicklich gebunden, aber es hat in den letzten Jahren, solange das französische Übergewicht so stark war, den deutschen Kern selbst zu verwirren, unzählige geistige, äußerst gefährliche Angriffe auf den Ostraum und das Reich gerichtet. Erst der Wille der Deutschen zum Reich, erst die nationale Erhebung — die gewiß nur noch ein Ansatz zum Bewußtwerden des ganzen großen Inhalts der Reichsidee ist — hat die bolschewistischen Angriffe unwirksam gemacht. Hier wie 1683 war eine gesamtdeutsche Erhebung auch die Entscheidung über das Schicksal des Erdteils. Hier wie dort blieb vorerst die französische Bedrohung nicht bloß der westlichen Reichsgrenzen, sondern auch des Ostraumes noch weiter aufrecht. Es hat nach 1683 viele Jahre gegeben, wo noch Ungaren gegen das Reich kämpften, das zum Verhängnis seiner Idee langsam von Österreich aufgezehrt wurde. Auch heute ist die bolschewistische Bedrohung des Abendlandes durch deutschen Einsatz abgewehrt, hoffen wir auf ewig. Aber noch ist die

andere Frage, die Frage des Westens nicht gelöst. Der westliche Anspruch tritt, mag es auch mitunter anders erscheinen, niemals mit der alles vernichtenden Ausschließlichkeit der östlichen, das Abendland schlechtlin verneinenden Anstürme auf, denn er ist eben der aus dem abendländischen Wesen entstammende Drang zur Säkularisierung, des staatlichen Eigennutzes, an dem das andere Europa äußerlich unfrei, innerlich verdorben wird; er ist nicht, wie der eindringende Feind, in einer einzigen großen Stunde, vertilgbar, denn er liegt in uns selbst, nicht bloß in seinen äußersten Vertretern, den Franzosen.

Wir Auslandsdeutschen haben die Tragik dieses großen und vielleicht ewigen Kampfes jahrhundertlang erlebt, der dem deutschen Volk die zweifache Aufgabe überantwortet, den Geist des Erdteils gegen den außereuropäischen Barbarensturm zu verteidigen, was auch stets gelang, und zugleich gegen den innereuropäischen Anspruch der Sonderinteressen. Dieser letztere Kampf, der die Deutschen so oft spaltet, hat uns Ostlandsiedler häufig an die dem Reich gegnerische Front gestellt, — auch 1683. Aber durch unsere Hinausgesandtheit in den Ostraum erfüllen wir trotzdem, solange wir deutsch bleiben, inmitten anderer äußerer Bindungen, die wir wahrnehmen müssen, den ausgreifenden Sinn der Schickung, die den Deutschen übertragen wurde, als ihr Geschick mit dem Geschick dieses Erdteils gleichgesetzt worden ist. Jede Sendung erfüllt sich nur in der Idee reiflos. Das Leben ist Kampf und voll Widersprüchen. Ist es groß, so ist es ein Streben nach Angleichung an die Idee. Daß uns das Schicksal in den Ostraum austreute, immer wieder, durch Jahrhunderte immer aufs neu, uns deutsch erhielt in tausend Widersprüchen, — ist es nicht ein Symbol dafür, daß dieser Raum steigt, blüht und verdirbt mitsamt den Deutschen? Daß er nicht ewig von dieser Verbindung gelöst und dadurch zugleich mit dem Reich vernichtet wurde, ist jenem Jahre 1683 zu verdanken, wo wie selten in der Geschichte ein einziges riesiges Ereignis über die Zukunft auf Jahrhunderte entschied.

Blaf 9/1933, Seite 343-347

Der fünfte Sachsentag am 1. Oktober 1933

Von Heinrich Zißlich

Wir wollen diesen großen Tag unseres Volkes hoch und rein in der Erinnerung bewahren. Wir haben um seine Abhaltung seit vielen Monaten gekämpft. Wir wußten, daß er notwendig war, um uns eine neue Richtung zu weisen und eine neue Volksfassung zu schaffen. Wir haben uns vor ihm nicht gefürchtet und sehr viel von ihm erwartet. Wir wußten aber nicht, daß er in solcher Wucht und Größe verlaufen werde. Niemand konnte das wissen. Niemand konnte ahnen, daß über den zerklüfteten Meinungen und dem Jammer des Alltags, durch den die Jugend nun zum Durchbruch geschritten ist, die heilige Flamme eines tiefen Einigkeitsgefühls so machtvoll emporzuschlagen werde. Wir sind gewiß nicht arm an Kundgebungen und Begeisterung. Doch wir waren arm geworden an dem erschütternden Empfinden des alle Spannungen überspringenden einigenden Gefühls der Verbundenheit. Und dieses Gefühl wallte am 1. Oktober aus den Seelen von mehr

als sechstausend Sachsen auf, auch darin sinnvoll und rein, daß es dem Kampfe des Tages unmittelbar nachfolgte und für eine heilige Stunde nahtlos verschmolz, was unvereinbar schien.

Es lebt noch ein starkes Blutsempfinden in uns. Es ist noch Ursache, stolz zu sein. Es fassen sich noch unsere Hände.

Dies wollen wir festhalten. Dies wollen wir verwahren als eines der größten Erlebnisse durch die kommenden Tage, die auch nicht ohne Kampf verlaufen werden.

Und wir wollen froh sein, daß der neue Geist, dem wir seit so vielen Jahren suchend und nach der Formel spähend entgegenschritten, auf diesem Sachsentag durchbrach. Es gab nie eine sächsische Volkskundgebung von solcher Größe. Es gab vor allem keine, die wie diese, auf die Stunde genau, eine Wende des Volkes umriß und damit zum historischen Zeugnisakt wurde.

In dieser Zeitschrift wurde immer dafür gekämpft, daß sich die seelische Erneuerung, die sich seit Jahren in Gedanken und einer neuen Haltung, genährt aus dem Fronterlebnis und schließlich an der nationalsozialistischen Weltanschauung bewußt geworden, ankündigte, von der Jugend auf das Volksganze auswirke und die Volksführung erfasse. Der Kampf ging in den letzten Jahren stets nur um den Durchbruch dieser Gesinnung und dieses Programmes. Es war ein geistiger Kampf und nur an der Oberfläche ein Streit um eine Organisationsform, der sich schließlich in der Auseinandersetzung um die neue Volksverfassung verdichtete. Neue Ideen und neue Gesinnungen drangen aus dem Erlebnis des Krieges zuerst in die Jugend und wurden in ihr Gestalt. Darum war die Führung im Streit um die Schaffung der neuen Volksfassung auch bei uns gänzlich der „jungen Generation“ überantwortet. Die jungen Kreise, die Nationalsozialistische Selbsthilfebewegung der Deutschen in Rumänien und der Kreis, der sich seit Jahren mitarbeitend um den „Klingor“ schloß, hatten je einen Entwurf für das neue Volksprogramm im Herbst 1932 vorgelegt. In einer Beratung verschwanden die von Anfang an nicht großen Unterschiede zwischen den beiden Entwürfen und auf diesen fußend entstand dann der amtliche Vorschlag, den also der junge Sinn gestaltet hatte, mochten in vielen Einzelheiten noch manche Unvereinbarkeiten offen geblieben sein, die es notwendig machten, auf dem Sachsentag durch freie Abstimmung der Enlsandten der Kreise geklärt zu werden.

Damit stellte sich die Auseinandersetzung auf dem Sachsentage als eine Entscheidung darüber dar, ob eine entschiedenere oder lässigere Fassung des Geistesgutes der jungen Generation zum Siege gelangte oder nicht. Daß eine reine Verwirklichung der Idee nicht möglich war und in der gegenständlichen Welt auch nie möglich ist, weiß jeder, der die realen Bedingtheiten eines Volkes und gar einer nationalen Minderheit kennt. Aber es ging darum, sich der Idee — und es ist die nationale Idee der Schaffung einer wahren sozialen Volksgemeinschaft! — so weit als möglich anzunähern. Ihr Durchbruch war in jedem Falle zu erwarten. Es blieb nur zweifelhaft, wie breit er vor sich ging. Und es blieb ungewiß, ob die junge Front über eine stimmberechtigte Anhängererschaft verfügte, die groß genug war, den Durchbruch als eine klare Wende unseres Volkslebens zu verdeutlichen. Die stimmberechtigten Mitglieder des Sachsentages waren ja von den alten Körperschaften und nicht durch Urwahl bestimmt worden. Es konnte geschehen, daß sie in ganz kräftem Mißverhältnis zur tatsächlichen Einstellung des Volkes ihre Beschlüsse faßten. Andererseits aber konnte die Macht des jungen Durchbruchs im Volk daran ermessen werden, ob diese Vertreter auch davon berührt waren. Und dies ist nun in weitaus stärkerem Maße eingetreten als man annahm. Es hat auch der hoffnungsfreudigste „Junge“ höchstens mit der Zustimmung eines Drittels der stimmberechtigten Mitglieder des Sachsentages zu den geplanten Abänderungsvorschlägen gerechnet. Tatsächlich zeigte sich unter ungeheurem Jubel der nichtstimmberechtigten Besucher, die in überwältigender Zahl dem jungen Flügel angehörten, daß das Verhältnis viel günstiger lag und in den meisten Fällen einen klaren Sieg der Jugend ermöglichte. Da bei 600 Stimmberechtigten jede einzelne Abstimmung eine Verschiebung der Ansichten ergibt, kam sehr viel darauf an, wie die Redner sprachen und ihre Sache vertraten. Daher der erregende geistige Akzent, der über der Versammlung lag. Es wurde wirklich gekämpft. Und es wurde im Angesicht des Volkes gekämpft, das da — jung wie noch nie — in brausenden Mengen horchte und seinem Beifall und Unmut in größter Unmittelbarkeit Ausdruck verlieh. Nun mag man gewiß — und jedem Besucher erging es ähnlich — zu gewissen Augenblicken den scharfen Einspruch der Zuhörer als störend empfunden haben, aber deren Anteilnahme bewies die außerordentliche Bedeutung des Tages. Hier ging es nicht um eine salonhafte Diskussion. Hier setzte sich nach monatelanger Vorbereitung ein Volk sein Recht und setzte es vor

Bauer und Städter, Handwerker und geistigem Arbeiter. Wer mit lebederner Spießbürgerlichkeit den Lärm und die Erregung tadeln wollte, wird niemals begreifen, daß hier Geschichte gemacht wurde, wie eben Geschichte gemacht wird, aus dem Volke, aus der Seele, aus dem Kampf und nicht zuletzt aus dem, was all dies trägt, aus dem Menschlichen. Vor allem aber aus der Jugend. Jugend ruft und stürmt. Darum gehörten die Sprechchöre, die mitten in die Verhandlung hinein die Forderungen der Jugend riefen, wesentlich zu dem Bilde des Tages. Man mag das einen Druck auf die Delegierten nennen — es war doch die Volksmeinung und was wichtiger ist, es war der fleghafte Geist, der sich auch in dieser Form äußerte und den niemand zum Schweigen bringen konnte, nicht einmal seine besonnenen Erwecker.

Die lange Vorbereitung des Verhandlungsgegenstandes erleichterte die Aussprache und hob sie zugleich auf ein hohes Niveau, das, abgesehen von einigen Entgleisungen und elliichen närrischen Außenseitern, von allen Rednern durchgehalten wurde. Es wurde um oft durchdachte klare Fragen gekämpft. Die Reden waren kurz, schlagworthaft, eindeutig.

Die Einzelfragen sind hier oft erörtert worden. Sie gipfellen vornehmlich in der Forderung der jungen Front nach Einführung des verpflichtenden Arbeitsdienstes für die männliche Jugend und zwar in der Art, daß den Männern, die nach dem Jahre 1915 geboren wurden, nur dann das passive Wahlrecht in sächsische Körperschaften zuerkannt werde, wenn sie völkischen Arbeitsdienst geleistet haben. Weiter in der Forderung auf Beseitigung der kapitalistischen Auswüchse in unserem Bankwesen, auf Einführung einer nationalen Kontrolle aller unserer Zeitungen, auf Überkennung des Stimmrechtes der sächsischen Parlamentarier im Volksrat, auf Einführung der verpflichtenden Schiedsgerichtsbarkeit für jeden Volksgenossen in völkischen Streitfragen, auf Urwahl des Sachsentages und des Volksrates, auf Kandidierung der sächsischen Parlamentarier durch den Volksrat oder, falls es ein Viertel der zuständigen Kreisausschußmitglieder verlangt, durch eine Vorwahl im Kreise, und schließlich auf Einführung des Verhältniswahlrechtes. All diese Forderungen wurden durch Redner der nationalsozialistischen Selbsthilfebewegung (unwesentlichere Anträge seien hier unerwähnt gelassen) eingebracht und alle wurden angenommen, mit Ausnahme von zweien, die wie folgt gelöst wurden: 1. Die Bestellung

des Volksrates geschieht auch weiterhin durch die Kreisausschüsse und 2. die Parlamentarier behalten ihr Stimmrecht im Volksrat. Bei der Fassung der Vorschrift über die Arbeitsdienstpflcht wurde eine vom Abgeordneten Roth vorgeschlagene Regelung angenommen, die die Dienstpflcht einführt, sie aber dem Volksrat unterstellt, der dafür ein Statut ausarbeitet. Solche Statute wird er in einer ganzen Reihe von Fragen auf Grund des neubeschlossenen Volksprogrammes ausarbeiten müssen. Es stellen sich ihm dadurch in der nächsten Zeit ganz wesentliche Aufgaben. Und da er wie alle Orts- und Kreisausschüsse in der kürzesten Zeit neuzuwählen ist, wird der Flügel unseres Volkes, der seine Bedeutung auf dem Sachsentag offenbarte und der infolge des neuen Wahlrechtes auch in die Körperschaften eindringen kann, darüber mitentscheiden, wie die Durchführung der gefaßten Beschlüsse erfolgen soll.

Wichtiger als die Schaffung eines von den neuen Ideen bestimmten Volksprogrammes ist die Richtungsänderung inmitten unseres Volkes. Es war ein deutliches Zeugnis für den vollzogenen Umbruch, als gleich zu Beginn der Verhandlungen der Landesführer der NSDA Fritz Fabritius seine grundsätzliche Erklärung abgab, die als unsere wichtigste Aufgabe die Schaffung der deutschen Gemeinschaft über alle Grenzen hinweg aufzeigte mit der Feststellung, daß für diese Volksgemeinschaft, die eine Friedensgemeinschaft mit allen arischen Völkern erstrebe, die Grundsätze „Gemeinwohl vor Eigenwohl“ und „Jedem das Seine“ entscheidend und bestimmend sein müssen. Und klarer wurde der Umschwung noch unterstrichen, als nach dem mächtigen Abschluß des Tages durch die Lieder „Siebenbürgen, Land des Segens“ und „Ein feste Burg ist unser Gott“ Tausende an Fritz Fabritius vorbeimarschierten. Es war die geistige Fahnenübergabe der abgeklungenen Epoche an die kommende, die sich in diesem Vorgang vollzog.

Dies stellt sich als der wichtigste Ertrag dar: eine neue Generation, eine neue Idee, eine neue Haltung siegte! Wann sie sich restlos durchsetzen und damit die Verheißung des 1. Oktober erfüllen wird, weiß niemand. Die Wahlen stehen vor uns. Es ist nicht allzu schwer, Vorausagen zu machen. Wir wollen es hier nicht tun. Wir wollen nur feststellen, daß Gruppen unseres Volkes, die bisher starken Einfluß zu haben schienen, etwa der Bürgerabend in Hermannstadt und andere Zirkel, völlig in den Hintergrund traten. Sie hatten nichts vorzubringen. Sie sind ideell stumm und überlebt. Es bleibt neben der jungen

Bewegung, die den Ablauf des Sachsentages ideell bestimmte, nur noch das Kraftzentrum einzelner Männer übrig, die in der Volksführung bisher wirkten und zum Teil auch weiterhin wirken werden. Sie alle sind heute vor die Entscheidung gestellt, wie sie sich den neuen Tatsachen anpassen und wie weit sie sie mitgestaltend weiterentwickeln helfen. Diese Auseinandersetzung wird lange andauern, denn sie ist gegen die gesonderten Interessen von Cliquen und die Trägheit noch großer Volksteile zu führen. Sie überträgt nach verklungenen Wahlen dem Volksrat eine große Aufgabenfülle. Aber dieser Volksrat wird vom Volke unterbaut und getragen werden. Er wird wie kein anderer freie Hand haben, denn zum erstenmal seit sehr langer Zeit ist in unserem Volke eine aus ihm selbst emporgedrungene große Bewegung zum Durchbruch gekommen. Man muß dies sehr hoch in Rechnung stellen. Unzähliges, was bisher scheiterte, wird nun durchführbar sein, weil es jetzt aus dem Volke selbst getan wird. Um zu erfassen, welche Weite der Arbeit sich eröffnet, denke man an die Arbeitslager. Niemals wären sie Wirklichkeit geworden, wenn sie der Volksrat etwa 1932 angeordnet hätte. Sie konnten sich nur aus dem lebendigen Willen des Volkes und seiner Jugend entwickeln.

Und angesichts dieser nun aufgesprengten Möglichkeiten gewinnen die ernsten und mahnenden Worte des Bischofsvikars in dem Gottesdienst vor und die aufrüttelnde Ansprache des Bischofs nach dem Sachsentag eine verheißende Bedeutung. Eine Verheißung ist auch der unmittelbare Ausbruch des Einheitswillens am Schluß des Tages, der so unendlich blau überstrahlt war von einem klaren Himmel.

Unvergänglich wird dies bleiben, nicht weil der Anblick der Versammlung imponierend war, sondern weil der Sachsentag wirklich eine Epoche abschloß und eine neue mit einer Klarheit eröffnete, die in diesen Entscheidungsstunden des 1. Oktober verhältnismäßig widerstandslos erkämpft wurde, denn schon vorher war das Wollen des Volkes auf die neue Generation übergefloßen. Der würdige Ablauf des Tages muß zu einem großen Teil unserem Volksratspräsidenten Dr. Carl E. Schnell gedankt werden. Er hat die Verhandlungen mit außerordentlicher Sachlichkeit und Kunst geführt. Ihm sei auch die Entschließung, die er am Schluß der Tagung verlas und die einstimmig angenommen wurde, gedankt. Dank gebührt auch dem Referenten des Volksrates Anwalt Michael Zerbes für die Art und Weise, in der er seiner sehr schweren Aufgabe nachkam. Der Wille zur Einigung

kam in diesen beiden Männern auch von Seite der amtlichen Führung rein zum Ausdruck.

Die Sachsentage waren immer Marksteine einer neuen Entwicklung unseres Volkes. Wenn man dies aber im Hinblick auf die Beteiligung des Volkes und nicht nur seiner führenden Männer ausspricht, so ist der fünfte es ganz besonders gewesen. Er war das Zeugnis eines Volksaufbruchs. Und den haben wir gewollt. Den haben wir ersehnt, und der befreit die junge Generation von der Last des Bisherigen und für die Tat des Kommenden. Wir können wieder glauben. Gebe Gott uns die Kraft, rein zu erfüllen, was wir erstreben.

Kp 10/1933, Seit 377-383

folgt Entschluß
des Sachsentages

EntschlieÙung des fünften Sachsentages

Der 5. Sachsentag hat am 1. Oktober in Hermannstadt einstimmig die nachfolgende EntschlieÙung gefaÙt:

"Das sächsische Volk in Siebenbürgen fühlt sich fest und unlösbar mit seinem Heimatboden verbunden. Es bekennt sich darum in Treue auch zu dem Lande und zu dem Staat, von dessen Grenzen seine Heimat umschlossen ist. Mit treuer Gesinnung stellen wir dem Staate unsere Bauernarbeit und unseren Bürgerfleiß zur Verfügung. In solchem Bekenntnis bringt der Sachsentag dem erlauchten Oberhaupte unseres Staates, König Karl II., seine ehrfurchtsvolle Huldigung dar, versichert die hohe Staatsregierung seiner besonderen Hochachtung und entbietet allen Mitbürgern im rumänischen Staate seinen brüderlichen Gruß.

Durch gleiches Blut und gleiches Schicksal fühlen wir uns mit allen deutschen Bruderstämmen und mit allen deutschen Volksgenossen unseres Landes unwandelbar verbunden. In schwerer Notzeit des deutschen Volkes haben wir uns mit ihnen zu einer Gemeinschaft der Herzen und der Tat zusammengefunden, die zu einer unerschütterlichen Einheit zu gestalten Aufgabe von Volk und Führung ist.

Als leuchtendes Vorbild deutscher Einigung und stahlharter völkischer Willensgemeinschaft steht in diesen Tagen das aus den Tiefen deutschen Wesens erneuerte Mutterland vor uns. Sein hochgemutes Streben, sein ehrliches Wahrheitssuchen, sein brüderlich vereintes Wirken für die Wohlfahrt des deutschen Menschen wie für den stolzen Aufstieg von Volk und Reich soll auch uns Wegweisung für unser Denken, Fühlen und Handeln sein. Auch uns sollen diese Taten dazu anfeuern, daß wir unsere ganze Kraft dafür einsetzen, im fernen Lande dem deutschen Namen Ehre zu machen, durch unsere Werke das Vertrauen zu deutscher Art und deutscher Arbeit zu mehren.

Im Zeichen solcher Berufung soll unser Wirken als geeinte deutsche

Volksgemeinschaft in Siebenbürgen stehen. In Treue zum christlichen Glauben und zum deutschen Volkstum wollen wir uns jedem Volksgenossen als dem Bruder in Blut und Schicksal verbinden, wollen wir aufrecht und stark die Schutz- und Trutzburg unserer deutschen Volksgemeinschaft wahren. Mag heute schwere äußere und innere Not auf unserem Volke lasten, mögen die Wege oftmals verschieden sein, auf denen wir den Ausweg aus unserer Bedrängnis suchen,

einig und ungeteilt wollen wir als deutsch-sächsische Volksgenossen zusammenstehen, was immer unser Schicksal sei.

In diesem Bekenntnis treuer völkischer Verbundenheit weisen wir alle Angriffe mit Entschiedenheit zurück, die auch in letzter Zeit von außen her gegen unser Volk wie gegen einzelne seiner Teile gerichtet wurden. Gleichwie wir entschlossen sind, in ehrlicher innerer Auseinandersetzung den rechten Weg in die weitere Zukunft zu finden, so mögen alle Freunde und Gegner es wissen, daß jeder Angriff gegen Genossen unseres Volkes uns alle verwundet und daher auch auf geeinte Abwehr stößt.

Denn unlöslich verankert sehen wir Gegenwart und Zukunft unseres Volkes in der Schicksalsfrage der Erhaltung unserer einigen deutschen Volksgemeinschaft. Zu ihr legt der Sachsentag erneut ein feierliches Bekenntnis ab.

Als einige deutsch-sächsische Gemeinschaft wollen wir streben streben und ringen um eine freie deutsche Zukunft für unser Volk, zur Ehre des deutschen Namens und zum Segen für unser rumänisches Vaterland. So wahr uns Gott helfe!

daß wir unsere ganze Kraft dafür einsetzen, im fernen Lande dem deutschen Namen Ehre zu machen, durch unsere Werke das Vertrauen zu deutscher Art und deutscher Arbeit zu mehren.

Im Zeichen solcher Berufung soll unser Wirken als geeinte deutsche Volksgemeinschaft in Siebenbürgen stehen. In Treue zum christlichen Glauben und zum deutschen Volkstum wollen wir uns jedem Volksgenossen als dem Bruder in Blut und Schicksal verbinden, wollen wir aufrecht und stark die Schutz- und Trutzburg unserer deutschen Volksgemeinschaft wahren. Mag heute schwere äußere und innere Not auf unserem Volke lasten, mögen die Wege oftmals verschieden sein, auf denen wir den Ausweg aus unserer Bedrängnis suchen, einig und ungeteilt wollen wir als deutsch-sächsischen Volksgenossen zusammenstehen, was immer unser Schicksal sei.

In diesem Bekenntnis treuer völkischer Verbundenheit weisen wir alle Angriffe mit Entschiedenheit zurück, die auch in letzter Zeit von außen her gegen unser Volk wie gegen einzelne seiner Teile gerichtet wurden. Gleichwie wir entschlossen sind, in ehrlicher innerer Auseinandersetzung den rechten Weg in die weitere Zukunft zu finden, so mögen alle Freunde und Gegner es wissen, daß jeder Angriff gegen Genossen unseres Volkes uns alle verwundet und daher auch auf geeinte Abwehr stößt.

Denn unlöslich verankert sehen wir Gegenwart und Zukunft unseres Volkes in der Schicksalsfrage der Erhaltung unserer einigen deutschen Volksgemeinschaft. Zu ihr legt der Sachsentag erneut ein feierliches Bekenntnis ab.

Als einige deutsch-sächsische Gemeinschaften wollen wir streben und ringen um eine freie deutsche Zukunft für unser Volk, zur Ehre des deutschen Namens und zum Segen für unser rumänisches Vaterland. So wahr uns Gott helfe!

Ref 70/1933, S. 383-384

Auf neuen Wegen

Von Heinrich Zillich

Der Durchbruch des jungen Flügels unseres Volkes erfolgte am Sachsensitag, wo das geistige Gedankengut eines zehnjährigen Kampfes um eine neue Gesinnung und Gemeinschaftsform seine verpflichtende Zusammenfassung erhielt. Den politischen Durchbruch der Erneuerung brachten die letzten ~~Wahl~~ Wahlen zu den sächsischen Körperschaften. Damit, daß der Volksrat eine neue Zusammensetzung und Mehrheit empfing, daß Dr. Otto Fritz Jikeli zum Volksratspräsidenten gewählt wurde

und zu einem der Vizepräsidenten Alfred Pomarius, unser alter Mitarbeiter; damit, daß nicht nur hier in der obersten sächsischen Volksvertretung, sondern auch in den Kreisausschüssen fast ausnahmslos die Erneuerungsbewegung zum Siege kam, ist das äußere Werk der Befreiung aus den Fesseln einer verbrauchten politischen Haltung wesentlich fortgesetzt worden.

Es sei in diesem Augenblick auf dem Grate zwischen der Vergangenheit und der Zukunft ein kurzer Rückblick erlaubt. Lange, ehe wir für unser nationales und politisches Wollen in der deutschen Erneuerungsbewegung Richtung und Gestalt fanden, war diese Zeitschrift schon der Ausdruck des Suchens der geistigen Jugend unseres Volkes. Die ersten Worte, mit denen der „Klingsor“ vor zehn Jahren ins Leben trat, verdeutlichten dies bereits. Wir haben alle Jahre hindurch, oft ganz allein, im publizistischen Lebensraum unseres Volkes für seine Erneuerung gekämpft. Es war uns nicht wie den bloß politisch bestimmten Naturen gegeben, an einem politischen Glaubensbekenntnis allein Genüge zu finden. Wir wußten es und wissen es heute, wo der politische Umschwung vollzogen ist, noch klarer, daß es um mehr geht als um den vollen und richtigen politischen Einsatz des Ganzen, um mehr als um eine politische Idee, um mehr auch als um die moralische Genesung unseres Volkes — es geht neben und mit all diesem um die Rückkehr zu den ewigen Werten des Lebens, um den Weg eines innerlichen und gottverbundenen Daseins und damit um die Wiedererschürfung jener schöpferischen Quellen, aus denen Mensch und Volk im tiefsten Sinne nicht ihre Wege, sondern um Gotteswillen unter ihrem Geschick stehen.

Der politische Sieg läßt uns auf diese größere Aufgabe der Erneuerung nicht vergessen und wir, die um diese Zeitschrift geschart sind, wissen, daß eine solche Aufgabe ganz besonders uns überantwortet bleibt. Der politische Kampf braucht oft Menschen in der ersten Front, die mehr Rufer als Verkünder, mehr Roder als Sämannen sind. Ihr Verdienst ist es, daß sie unser Volk zu einer einsatzbereiten Haltung erziehen und zur Wachheit. Das Feld ist bereitet. Nun heißt es säen. Und damit wurde unsere Aufgabe nicht kleiner, sondern größer und dringlicher.

Dies sei vorangestellt, wenn wir, weit davon entfernt, die Realitäten zu übersehen, feststellen, daß uns die neue Entwicklung als Erlösung aus einem jahrelangen Druck beglückt.

Man muß uns hier richtig verstehen. Als wir Jüngerer in das öffentliche Leben unseres Volkes eintraten, stand hinter uns das Fronterlebnis, die Maßstäbe eines opfernden Daseins, stand Blut, Not, das Sterben unserer Kameraden und unzählige Gräber. Daheim fanden wir eine Volksführung, die den großen Hintergrund nicht so erlebt hatte, nicht so verstand wie wir, der auf ihre Handlungen nicht so einwirkte, wie auf die unseren. Wir sahen eine Führerschicht, die zumeist bloß örtlich verbunden, durch Freundschaften und Feindschaften verknüpft, im wesentlichen daran vorüberging, daß in solcher Zeit ein Volk nur zu führen ist, wenn es aus seiner Tiefe aufgerufen, einer Idee und einem Glauben unterstellt wird. Ohne die tüchtigen Einzelleistungen zu übersehen, erkannten wir, daß eine solche umfassende Führung nicht vorhanden war, daß schlaue Mischern ein zu breiter Raum eingeräumt wurde und daß man es auch nicht verstand, Verfall und Mißstand innerhalb der Führerkreise zu beseitigen, bis schließlich der ganze Bau, den Taktik, Intellekt, Ehrgeiz und Bürgerlichkeit trugen, zusammenbrach. Unser Widerstand war seit Anfang da und instinktiv. Denn zwischen uns und dieser Lebenseinstellung gähnt eine Welt, was man auch daraus ersehen mag, daß es Überläufer von uns zu den früheren Führerschichten fast gar nicht gab. Man versuchte natürlich mehrfach, einige von uns, denen man Amter gewährte, zu sich hinüberzuziehen. Es war auffällig, daß das fast ausnahmslos nur bei Personen gelang, die an Jahren älter als wir, uns vielleicht anfangs freundlich zur Seite getreten waren, doch innerlich nicht in unserer Erlebniswelt standen. Wir aber blieben in den Augen der Führung Unmündige, obgleich wir mit 20 Jahren Menschen auf Tod und Leben geführt hatten und die neue Jugend in unseren Geist hineinwuchs; Unmündige darum, weil sich in uns eine andere Zeit ausprägte. Wir hielten sie natürlich für besser, diese andere Zeit, die wir kommen sahen, aber darum waren natürlich unsere Gegner nicht schlechter als wir. Verfallserscheinungen machten sich bei ihnen erst dann deutlicher geltend, als die neue Lebenshaltung durch Fritz Fabritius bewußt politisch zum Einsatz gelangte und das Volk zu überzeugen anfang.

Vor den Wahlen kam es zum letzten Kampf und hier nun zeigten sich stellenweise Auswüchse, wie sie in einem Volke nur entstehen, wenn ein System, das sich überlebt hat, um seine letzten Stellungen fight. Wir wollen hier die Flut der Lügen nicht messen. Doch muß es ausgesprochen werden, daß Volksgenossen, ihrer parteipolitischen Ziele wegen und unter Außer-

achtlassung der Gesamtinteressen, andere sächsische Gruppen einer solchen Beurteilung ausgeliefert haben, als seien diese Staatsfeinde.* Niemand von denen, die es taten, war von der Berechtigung der Vorwürfe überzeugt, denn es gibt keine sächsischen Staatsfeinde; aber man wandte solche Mittel dennoch im eigensten Einflußinteresse an; man bewies damit, daß die Formen des Untergangs einer verbrauchten Lebenseinstellung auch im Rahmen einer Minderheit nicht andere sind, als bei großen Völkern; man bewies, wie berechtigt der Kampf um eine moralische Erneuerung bei uns ist.

Es kam soweit, daß die einfachsten Regeln der Volksdisziplin selbst von verantwortlichen Führern verlegt wurden und daß deren Freunde diese Tatsache, die leicht bewiesen werden kann, gar nicht zu sehen vermochten, da es sich um einen Freund handelte! Wir waren damit auf einen Tiefpunkt inner-sächsischer Auseinandersetzungen gelangt, wie er noch nicht erreicht worden ist; jene selbstverständliche offene Männlichkeit, die eigene Fehler einbekennt, war in gewissen Kreisen nicht mehr zu finden. Diese Ereignisse enthüllten manchen Charakter, sie zerstörten den Nimbus einiger Männer, denen man bisher Persönlichkeit und Rang auch als Gegner zusprechen mußte. Sie zeigten, zu welcher kleinen Haltung die Parteisucht führen kann und zugleich zu welcher politischen, ja sogar parteipolitischen Unklugheit, denn was sich in diesen Auswüchsen äußerte, war alles andere als Klugheit.

Ein Fall muß wenigstens gestreift werden: Rudolf Brandsch, der bei den sächsischen Wahlen eine vernichtende Niederlage erlitten hatte, erklärte deswegen zuerst seinen Austritt aus der Volksorganisation, was natürlich einem politischen Selbstmord gleichkommt; dann zog er alles wieder zurück, stellte fest, daß jene Blätter, die ihm so tüchtig sekundiert hatten, seine Meinungen verfälschten und bot damit nun wieder eine Möglichkeit zu seiner Aufnahme in die Volksorganisation. Wir können hier den Fall Brandsch nicht in allen Einzelheiten betrachten. Er hat Seiten, die Rohstoff für einen Roman abgeben; dies eine darf gesagt werden: Brandsch hatte keinen erbitterteren Feind als sich selbst.

Der Sieg der neuen Lebenshaltung über unser Volk ist oberflächlich gesehen vollendet, denn auch die Gegner bestätigen ihn innerlich, indem sie seinen

* Man denke bloß daran, wie oft das Wort „verbrecherisch“ auf die Gesinnungsgegner angewendet wurde!

Ideengehalt auf die eigenen Mühlen zu leiten versuchen. Es gibt seltsame Erneuerer unter uns! Außerlich ist er nur im Burgenland noch nicht erfodten, wo sich bei den Wahlen eine knappe Mehrheit der alten Führung ergab, was zur Ausschaltung aller anderen Gruppen aus der Führung Anlaß gab. Aber auch in anderen Gegenden steckt noch mancher ungläubige Thomas.

Deshalb ist es wichtig, die widerstrebenden Kräfte durch Klugheit, Verständnis und Entschiedenheit in die junge Front hinüberzureißen, die die Einheit unseres Volkes heute allein zu tragen vermag. Was bisher war, muß vergessen werden, wenn auch Volkschädlinge belangt werden sollen. Wir können vergessen; wir müssen uns nicht absperrten vor Andersdenkenden; nur der Überzeugungslose tut es. Wir können uns damit begnügen, daß die sächsischen Verleumder ihres eigenen Volkes, selbst wenn es ihnen gelingen sollte, unser Volk unter äußeren Druck zu setzen, mit solcher Last belastet niemals mehr eine Rolle spielen werden und daß uns heute jeder äußere Druck auf die Dauer nur stählt.

*

Wir greifen auf die Worte zurück, die wir eingangs äußerten. Wir stehen vor entscheidenden Aufgaben, vor allem vor der Selbstläuterung. Was bei uns elend und schwach ist, ist auch unser eigener Fehler.

Es gilt zunächst wegzuräumen. Niemals darf ein innersächsischer Kampf in der Zukunft soweit entarten,* daß unsere äußere Geschlossenheit dar-

* Ein Hinweis auf den jüdischen „Bojkott“: Die Angst vor ihm spielte eine große Rolle in den Argumentationen der sächsischen Gegner der Volkserneuerung. Man ist dabei keineswegs gutwillig vorgegangen. Wir erlebten es, daß nicht bloß Parteimänner, sondern auch Industrielle, die einen jedermann sichtbaren Geschäftsaufschwung genossen, behaupteten, unsere Wirtschaft stehe infolge des „Bojkotts“ der Juden vor furchtbaren Gefahren, ja vor dem Todeskampf. Die Unklugheit solcher Redereien äußerte sich darin, daß man durch das Aussprechen dieser Dinge die jüdischen Bestrebungen anreizte, immer mit dem Schielen darnach, sich selbst vor ihnen als weißes Schaf zu beweisen. Es ist unerträglich, daß wir ohne weiteres den Juden eine nationale Solidarität gegen uns zutrauen, aber diese bei uns nicht auch fordern und unser Verhalten nach den jüdischen Wünschen einzurichten streben. Diese Haltung war auch dumm, denn die Juden haben gar nicht die Macht und Geschlossenheit, ihren Deutschenhaß wirklich in einen dauernden Warenbojkott umzuwandeln. Was geschah, waren Zeitungsangriffe, deren Ursache in der reichsdeutschen Judenpolitik zu suchen ist und die, lange ehe sich der Ansturm auf die sächsischen Nationalsozialisten verdichtete, über die deutsche Minderheit in Rumänien ausgedehnt wurden. All dies läßt sich nachweisen. Bestimmte Sachsen halfen weidlich mit, diesem uns alle treffenden Deutschenhaß die Richtung auf die Erneuerungsbewegung zu geben, diesem Deutschenhaß, der sich in der Praxis nur in etlichen vorübergehenden Waren-

unter leidet oder daß innerstädtische Gegner der fremdnationalen Öffentlichkeit verleumderisch ausgeliefert werden. Darum ist es Pflicht des Volksrates, alle vorgekommenen Fälle solcher Art zu untersuchen und die Schuldigen festzustellen. Es muß aufhören, daß sich gewisse Leute alles ungesühnt leisten können. Das kann erfolgreich nur geschehen durch Ausbau der völkischen Schiedsgerichte zu sächsischen Gerichten, ähnlich dem Disziplinarverfahren, vor die jeder Volksgenosse geladen werden kann. Einen Vorschlag hiezu hat Erwin Wittstock im Oktoberheft 1932 des „Klingsor“ unterbreitet.

Im Zusammenhang mit dieser Maßregel, die eine Kaltstellung der Schädlinge herbeiführen muß, ist mit allen Mitteln die Zusammenarbeit der Gutwilligen unseres Volkes, unbeschadet ihrer Sondermeinungen, zu erstreben, auch dort, wo eine Richtung alle anderen von der Mitarbeit ausschloß. Die notwendige äußere Geschlossenheit wird nur auf diesen Wegen als Frucht gewonnen werden können.

Die äußeren Fragen richten sich mit dem Regierungswechsel in Rumänien und den neuen Parlamentswahlen, mit dem Unverständnis für unsere innere Entwicklung bei den anderen Nationen und mit der voraussichtlich lange Zeit gärenden innerpolitischen Lage ganz Rumäniens sehr ernst vor uns auf. Wenn auf irgend einem Gebiete, so hat hier der Gedanke des Führertums und der Befolgstreue Sinn, umsomehr, als wir Sachsen den Sinn des gesamtdeutschen politischen Wollens in Rumänien

boykottfällen auswirkte und in einem Lande wie Rumänien auch nur so auswirken kann. Daß sich Kaufleute wegen einiger Fälle schon entfesen, ist ein verständliches Kapitel. Wer aber las, wie nach dem Sachsentag in der jüdischen Presse der doch alle Sachsen vertretende Bischof und Dr. H. D. Roth angegriffen wurden, der weiß, daß man uns als Ganzes treffen will, nicht nur die junge Front. Alles Angstgeschrei vermehrt diese Angriffe.

Wenn wir nach außen Disziplin wahren, wenn wir gegen jeden Versuch, uns der Staats- oder der Judenfeindschaft zu bezichtigen, geschlossen auftreten — was wir schon im März hätten tun müssen! — und wenn wir in der Wirtschaft soweit Männer werden, daß wir wegen einiger unverschämter Einmischungen von Juden in unsere inneren Verhältnisse nicht auf die Knie fallen — was uns erst recht neue Zumutungen einträgt —, sondern einer für alle stehen, so wird der sagenhafte Boykott, der nur unsere Unmännlichkeit an den Tag brachte, bald zu den Märchen gehören — zu denen er eigentlich immer gehörte. Im übrigen bin ich überzeugt, daß die meisten Sachsen, die mit dem Judenschreck gegen ihre Volksgenossen zu Felde zogen, an diese Argumente selbst nicht glaubten. Aber das dumme Volk sollte es glauben und dementsprechend wählen.

Vielleicht wird es nötig sein, daß die Volksführung unser Verhältnis zur jüdischen Minderheit in Rumänien durch eine Entschließung klärt. Wir sind ihre Verfolger

heute noch klarer als bisher verwahren. Die Ausführungen des neuen Volksratspräsidenten waren in dieser Hinsicht besonders notwendig. Seine Ansprache zog deutlich die Linie unserer Stellung in Rumänien und unseres bejahenden Verhältnisses zum Saate. Niemand, der guten Willens ist, kann gegen diese Stellungnahme das Geringste einwenden. Und dennoch wird es an Angriffen auch in Zukunft nicht fehlen. Wenn wir wieder Disziplin wahren und die Gesamtinteressen vor die privaten stellen, wenn wir die Beschmutzung und Verdächtigung von Volksgenossen ausmerzen und mit Klugheit und Entschiedenheit an eine großangelegte Aufklärungsarbeit der gesamt-rumänischen Öffentlichkeit gehen, wird unsere Stellung im Lande bald wieder gerecht beurteilt werden.

Es ist möglich, daß Kirche und Schule neuen Angriffen ausgesetzt werden. Wir werden zu kämpfen wissen. Ebenso werden wir aber, was bisher versäumt wurde, darnach drängen, daß die uns seit 1918 zugefügten Schläge wieder gutgemacht werden. Die einzelnen Fälle, die unter diese Aktion fallen, brauchen wir hier nicht aufzuzählen; sie sind bekannt. Diese Arbeit ist die Probe auf die Bedeutung der neuen Führung. Die Durchführung des Volksprogrammes im inner-sächsischen Bereich, so große Aufgaben sie stellt — Aufgaben der Schaffung einer wirklichen Gemeinschaft — ist daran gemessen heute beinahe die leichtere Pflicht.

Wenn uns eines zuversichtlich stimmen kann, so ist es dies: daß sächsische Politik heute aus dem ganzen Volke und von ihm getragen gemacht werden kann. Daß hinter ihr die Wiederfindung und Wiedergeburt des Volkes steht, die Bewußtwerdung unserer Aufgaben in den breitesten Kreisen. Der Geist der Arbeitslager strömt über auf die Gesamtgemeinschaft. Wir sind sicher, daß Fälle der Sabotage, daß das düstere Kapitel der Steuerverweigerung für unsere Kirche, daß die noch gefährlichere Gleichgültigkeit schon heute im Schwinden sind. Das sind entscheidende Eroberungen. Die junge Bewegung, die heute die Verantwortung trägt, hat einen Rückhalt wie keine bisherige Führung. Ihre Pflicht ist es, alle Keime, die in ihr idell stecken, zur Entfaltung zu bringen. Das eröffnet ein ungeheueres geistiges Feld der Arbeit. Es fordert aber auch, die Wandlung zu einem Denken, das man im Bereiche der großen Politik staatsmännisch zu nennen pflegt.

Kap 12/1933, Seite 471 - 478

nicht. Wir handeln mit ihr seit Jahrhunderten und halten uns im übrigen von ihr fern. Wir haben sie nie verprügelt, während sie in der Bukowina den Deutschen gegenüber diese Zurückhaltung nicht zeigte. Wir haben keinerlei Grund, ihren Kampf gegen den Nationalsozialismus zu unterstützen, weil wir wissen, daß der Nationalsozialismus der letzte Damm gegen den Bolschewismus in Europa ist. Wie sich Bolschewismus und Judentum zueinander verhalten, braucht nicht mehr aufgeklärt zu werden. Wir und unsere Wirtschaft am wenigsten haben not, durch Unterstützung jüdischer Bestrebungen das eigene Grab zu schaufeln. Mit ghettothafter Zudringlichkeit, mit bewußtem Unverständnis mischt sich die jüdische Presse in unsere privatesten Dinge ein. Wenn wir uns nur ein Hundertstel der Beschimpfungen geleistet hätten, die jüdische Zeitungen in Rumänien gegen unser Volk mit einer Bedenkenlosigkeit vorbringen, die vor nichts zurückschreckt, — wir hätten die Hölle auf dem Hals. Es kann nicht unsere Art sein, diese Gesinnung nachzuahmen. Doch müssen wir einen klaren Strich zwischen ihr und uns machen, denn auch in Rumänien tun die Juden alles, um sich Feinde zu schaffen; höflich dürfen wir ihnen nicht werden. Die Zeit wird bald kommen, wo die gleichen Juden, die uns heute mit Unrat überschütten, Schutz bei uns suchen. Wenn uns aber die jüdische Presse der Staatsfeindschaft verdächtigt — was die schrecklichste Spekulation ist — so haben wir in die rumänische Öffentlichkeit hinauszurufen, ob auch nur ein einziger Sachse auf Tausende wegen staatsverräterischer Taten verurteilter Juden kommt!

Bezirke, Glossen, Lob und Tadel - 1933

Sachsentag. Nun hat sich der Sachsentag doch bis ins Jahr 1933 verschoben. Wir wollen auch diesmal nicht über Termine hadern. Wir wollen, oft enttäuscht, nur an das Ergebnis denken. In wenig Wochen, noch im Laufe dieses Monats, wird auf der großen Versammlung, die einer Nationalversammlung der Deutschen Siebenbürgens gleich zu achten ist, nun endlich der Versuch gemacht werden, die Grundlagen neu zu festigen. Wir sind sicher, daß die schon angekündigte, von uns im Einzelnen mitvorbereitete und wiedergegebene Linie eingehalten wird, wir wünschen bloß, daß es bei der Festlegung der Organisationsänderungen nicht bei unwesentlichen Flickereien bleibe und daß auch nicht überlebte Gedankengänge, wie z. B. die restlose Einschaltung der Frauen in das politische Leben, durchdringen. Nicht, was jemand von Rechten zu beanspruchen glauben darf, wie z. B. das Frauenwahlrecht, kann entscheidend sein, sondern die Frage, ob die Gesamtheit einen Nutzen davon trägt. Die Zeit der Vorbereitung ist vorbei. Es ist nun nicht Zeit genug, um einzelne Fragen, die sich uns aufdrängen mögen, noch ausführlich zu besprechen. Wir erwarten die Entscheidung des Sachsentages, der, wie immer er ausfällt, einen wichtigen Einschnitt darstellen wird. *Kp 1/1933, Seite 32 Heinrich Jittich*

Schwäbischer und sächsischer Jammer. Ein eben in München erschienenes Jahrbuch „Auslanddeutschtum und evangelische Kirche“ (herausgegeben von D. Dr. Ernst Schubert), das unter anderem auch eine gute, von Bischof D. Dr. Glondys verfaßte Darstellung des Evangelischen Deutschtums in Rumänien enthält, veröffentlicht einen ähnlichen Überblick über Südslawien aus der Feder des Pfarrers Gerhard May. Der Aufsatz ist bemerkenswert, weil er volkspsychologische Betrachtungen über die Schwaben anstellt. Wir zitieren daraus, wobei wir uns dessen bewußt sind, daß wir den Zusammenhang arg zerreißen: „So ist gerade bei den Reichen (Bauern) das Familienleben weithin untergraben durch Zweckmäßigkeitssinn. Geld zu Geld und Geld zu Geld, nicht aber Herz zu Herz heißt der Grundsatz der Erwählung. Die willkürliche Kinderbeschränkung — der bedenklichste Zug bei einer Bauernbevölkerung — geschieht nicht nur aus Zweckmäßigkeit, damit die „Sach“ beisammen bleibt, sondern es ist eben trotz der stark ausgeprägten Sexualität die natürliche Freude am Kind dahin... Eine Frau, die ihr zweites Kindes erwartet, schämt sich vor den anderen! Kein Wunder, daß in den reichen Gemeinden das religiöse Leben vielfach stark zurückgegangen ist. Der Kirchenbesuch ist schwächer, die Opferwilligkeit geringer — es sei denn, daß eine Stiftung innerhalb des Dorfes der persönlichen Eitelkeit schmeichelt. Das verträgt sich mit allgemeiner und leidenschaftlicher Anteilnahme an der Kirchenpolitik... Das alles ist in den ärmeren Kreisen besser, aber auch in den Kreisen, in denen die religiösen Bindungen noch stärker sind wie bei den Gemeinschaftsschriften. Hier ist die Kinderzahl groß... Hier findet sich zuweilen ein ergreifender Gemein- und Opferinn... Die Liebe, die — ich muß es wieder sagen — geradezu religiöse Verbundenheit mit der Erde, die den Bauer zum Bauer macht, muß wieder erwachen. Und das läßt sich nicht mit billigen Reden von Heimatliebe und Bauernstolz tun... Anders als dem Magyaren oder Serben oder auch dem deutschen Städter im Westen liegt dem Schwaben das Heroische nicht und seine kämpferischen Instinkte schlummern... Ihn freut mehr der durch

Bauernschläue erlittene Vorteil, er neigt zum zähen Verhandeln, Nachgeben und Ducken, zum Kompromiß, ohne freilich leßlich von seiner Absicht zu lassen. Wer aber wollte übersehen, daß durch die erzwungene andauernde Heimlichkeit, Doppelsinnigkeit und halbe Unaufrichtigkeit eine bleibende Charakterbeschädigung entstehen muß, sofern man unter Charakter anderes versteht als die größte Geschicklichkeit in wendiger Opportunitätspolitik... Sein Materialismus trifft ein auffallender Haug zur Sentimentalität, die Neigung für sentimentale, unwahr gefühlige Reden und Musik, ja für eine sentimentale Preisgabe des Innenlebens...“

Die guten Seiten dieser Charakteristik haben wir absichtlich nicht zitiert. Das Bild ist also verzerrt. Aber wer wird nicht darin trotz dieser Mängel den — Siebenbürger Sachsen erkennen?

ben.
nur
wird
ben-
und-
im
hen
ent-
die

Kp 1/1933

Seite 32-33

Zum Inhalt. Aus Isidor Manger, dem in Czernowitz 1901 geborenen Schneidersohn, der seinem ganzen äußeren Entwicklungsgange nach eigentlich nicht viel mehr geblieben ist als ein entlaufener Schneiderlehrling, wurde der jüdische Dichter Itzig Manger, als er, der in einer deutschen Kultursphäre Aufgewachsene, in bewußter Abkehr von derselben die einzig richtige Konsequenz aus dem Vorwurf zog, den man dem Jungen, und heute stärker denn je, aus seinem Dasein in fremden Kulturgemeinschaften macht: Manger schreibt Judendeutsch, wendet sich also ausschließlich an jüdische Leser. Aus solcher Distanz, nach durchgeführter "reinlicher Scheidung" vermag er selbst jenen Deutschen etwas zu sagen, die sonst das Jüdische ablehnen, sofern sie es als Pfahl im Fleisch empfinden müssen. Manger ist menschlich und dichterisch eine höchst eigenartige Persönlichkeit. In seinem Leben bilden die schöpferischen Momente Lichtpunkte eines von allen Dämonen gehetzten, sich in ewigem Rausch und Landstreichertum verzehrenden Daseins. Seine dichterische Hauptbegabung entfaltet er auf dem Gebiet der Ballade, der er ganz neue und eigenartige Wirkungen abzugewinnen verstanden hat. In der von uns mitgeteilten Probe ist ihm, wohl erstmalig in der neueren Literatur, der Versuch gelungen, Motive des melodramatischen Kitsches und Schunds landläufiger Köchinnenliteratur und des Bänkelsanges in ernsthafter Absicht und mit sehr ergreifender Wirkung künstlerisch zu gestalten. Aber auch seine lyrischen Stücke, und diese vielleicht in einem noch ausgeprägteren, weil unbeabsichtigtem Maße, verhelfen seiner Eigenart zum Durchbrüche.

Ref 1/1933, Seite 40

Januar 1933



Umbruch der Zeit. Wir haben seit Jahren immer wieder auf die in unserer Zeit sich vollziehenden Wandlungen hingewiesen. Unsere Zeitschrift ist in ihrem Wesen ein Ausdruck dieser geistigen und, wie man seit Jahren weiß, auch sichtbaren Veränderung. Ohne uns jemals parteilich zu binden, konnten wir der nationalsozialistischen Bewegung ihre große Berechtigung niemals abstreiten und waren mit Herzen bei ihren wichtigsten Bestrebungen und Anhänger der seelischen Erneuerung, die durch ihre Volkserhebung bis zu uns ausschwang. Nun ist durch die Ernennung Hitler zum Deutschen Reichskanzler die erste Etappe nicht bloß des nationalsozialistischen Kampfes abgeschlossen, sondern — da wir dem Nationalismus innerhalb der auf viele Jahre sich hinstreckenden deutschen Revolution den Charakter einer, vielleicht der wichtigsten, Teilercheinung zusprechen — auch der erste fruchtbare Abschnitt der Revolution selbst beendet. Mit Hitler haben die deutschrevolutionären Kräfte die Macht bekommen. Allerdings eine noch begrenzte Macht. Wenn man Parlamentsmehrheiten und Abstimmungsmöglichkeiten als entscheidend betrachtet, wenn man der Meinung ist, daß die Einigung der sich „national“ nennenden Parteien schon ein Fortschritt sei, wird man sicherlich befriedigt sein können. Wir können diese Ansicht nicht ganz teilen. Die Zukunft liegt nicht bei dem in sich zerspaltenen Begriff der politischen Rechten, sondern bei der schöpferischen, zeitwandelnden innerlichen Neueinstellung, bei dem neuen Lebensgefühl, daß sich in der national-

sozialistischen Bewegung (nicht immer in der Partei!) und in anderen Gruppen ausdrückt, die wohl zum größten Teile der Rechten angehören, aber mit diesem Worte nicht zu begreifen sind. Ein Eugen Berg ist vom Standpunkt der sozialen Umwandlung, deren Notwendigkeit man an der grauenhaften Arbeitslosigkeit ablesen kann, eine reaktionäre, der deutschen Revolution hinderliche Erscheinung. Daß er in einem Kabinett mit Hitler sitzt, beweist dessen noch nicht vollendeten Sieg. Vielleicht ist dies sogar im Augenblick zu begrüßen. Auf die Dauer bleibt es ein Hemmschuh. Hitler hat die furchtbare Aufgabe, den einmal errungenen Machtbesitz nicht nur zu halten, sondern ihn ganz mit dem zu erfüllen, was ihn geistig bisher führte, was aber auch in anderen zukunftsreichen Kreisen lebt und zur Tat drängt. Er muß jetzt aus der Partei zum Sachwalter der deutschen Revolution in einem ganz großen Sinne aufwachen, in einem welthistorischen, europäischen Sinne, sonst bleibt er eine Episode, im Abfluß der größten geistigen, sozialen und politischen Entwicklung, der wir heute alle ausgeliefert sind und die niemand aufhalten kann, der deutschen Revolution, von der die Wandlung Europas abhängt. *Heft 2/1933, Seite Heinrich Himmler 74-75*

Zur innerstädtischen Lage. Wer die inneren Vorgänge unseres Volkes mit Verständnis für die wirklichen, im Gange befindlichen Verlagerungen betrachtet, die sich geistig schon vollzogen haben und nun ins Leben treten, der wird stets aufs neue erstaunt sein, wie blind die große Menge nicht immer nur der politisch Uninteressierten die Lage betrachtet. Aus langjähriger ererbter taktischer Fertigkeit, die sich ihrem Wesen nach bloß dann ohne weiteren Schaden bewähren konnte, wenn es sich um gewöhnliche Ereignisse handelte, hat unser Volk einen Leitfaden politischer Mittelchen und Regeln in sein Blut aufgenommen, nach dem wir meistens handeln, auch wenn die Stunde eine wirkliche Entscheidung fordert. Daß die Politik keine himmlischen Gesetze hat, ist eine Selbstverständlichkeit, aber moralisch gerechtfertigt werden kann deren aktive Befolgung erst durch große Leistungen des Politikers und durch die treue Wahrnehmung der von ihm vertretenen sachlichen Grundlinie. Wenn diese Linie, die sich nicht nach seiner Person richten darf, sondern durch das Gesamtziel vorgezeichnet ist, verlassen wird, wenn sie — wie das häufig geschieht — gerade dann in Worten bekräftigt wird, wo man sie in Taten verrät, zerfällt die Substanz, auf die sich die Politik stützt. Dann wird alles fraglich, dann glaubt niemand dem andern. Dann wird ein greuliches Mißtrauen, genährt durch die Empfindlichkeit der Opposition und der Politiker, die solche Wege aus Mangel an wirklicher Begabung eingeschlagen und damit ihre innere Sicherheit verloren haben, der Untergrund der weiteren Vorgänge. Eine halbe Stunde nach irgend einem Ereignis wird auf dieser Fläche das Wahre zur Lüge. In einer giftigen Lache bewegt sich schließlich alles. Jede Äußerung des Gegners, auch wenn man sie durch hundert Klatschmäuler hörte, wird zum Argument. Jede Tat wird mißdeutet. Noch scheußlicher wird die Entwicklung dadurch, daß in diesem Zustand meist auch noch die Dummköpfe Oberwasser bekommen, Applaudierer oder Pfuißer. Ihr kleines Hirn wittert Morgenluft. Sie verspüren, daß sich die Gesamthöhe der politischen Beweggründe gesenkt hat, seit dem das Sachliche verwässert wurde. Ihre eigene Ebene ist erreicht und sie zögern nicht, sie zu betreten. Nun geht vollends alles außer Rand und Band. Die Brüder reißen sich die Haare aus, während sie ununterbrochen schreien, daß sie die innere Auszeichnung wünschen, und zu gleicher Zeit stürmt der Feind die Stadttore — oder es sind, um das Bild in die sächliche Gegenständlichkeit zurückzuführen: viele Gemeinden nicht mehr willens, ihre Schulen

selbst zu erhalten, sind Tausende arbeitslos ohne Schutz, die Gemeinschaftskassen leer, die Opfertreue im Sinken.

Aus der Überzeugung heraus, daß die hier gezeichnete Entwicklung bei uns in nicht zu ferner Zeit erreicht werden könnte, wurde auch von führender Seite im Frühling des Vorjahres der Sachsentag beschlossen, um dort die gemeinsame Linie festzulegen. Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß sie gefunden werden könnte, wenn sie in der Tiefe nicht doch vorhanden wäre. Ist unser Volk wirklich nur eine giftige Lache von Geschrei und Parteilichkeit, so wäre die Einigung nicht möglich. Es ist zweifellos, daß manche dies denken, mögen sie auch anders reden. Jener ererbte politische Leitfaden der Sachsen stützt einen solchen Glauben, trotz seiner Heldenworte, denn er nimmt für wahr an, daß nur kleine Triebe die Menschen bestimmen. Er glaubt dem Gegner nichts. Er glaubt der guten und freien Tat nicht. Er ist überzeugt, daß jeder genau so wie der Durchschnittsmensch nur von seinem Interesse bestimmt wird. Ich fand immer: je dummer ein Mensch ist, umso weniger vermochte er jemand anzuhören und zu begreifen, der ihm nicht nach dem Munde redete. Je dummer einer ist, umso eher wird er einem Anschauungsgegner nicht bloß das reine Wollen abstreiten — das ja leider oft genug abgestritten werden muß — sondern selbst die Fähigkeiten. Es ergibt sich dann durch den Einfluß solcher Leute das groteske Bild, daß man ohneweiteres dem wortlosen Niemand der nicht eine Andeutung politischer Gedanken und Bestrebungen zeigte, das Recht zur politischen Tätigkeit, d. h. zur leeren Ausfüllung eines Stuhls zuerkennt, nicht aber demjenigen der sich darum gekümmert, sich darauf gedanklich und geistig vorbereitet hat. Es ist aber das Verhängnis einer solchen Entartung, daß sie gerade damit ihre Position untergräbt. Das Leben ist eben nicht nur ein trüges Hin-Hergeschiebe nach Bauch- und Machtwünschen, es wird ununterbrochen von Ideen und sittlichen Gedanken bewegt, deren Tragik es ist, daß sie nach einem Höhenflug, der gänzlich neue Grundlagen schuf, in späteren Jahrzehnten meist wieder eine Beute der Egoisten werden. Aber der ideelle Wandlungsprozeß kehrt, solange ein Volk nicht vergeht, immer wieder. Er erst gibt die Möglichkeit zu einer gemeinsamen Zusammenfassung und Tateinigung des Volkes. Er kündigt sich an durch geistige Verlagerungen und dringt nur allmählich an die Oberfläche der Macht und des Einflusses.

Diese Entwicklung müssen wir als vorhanden erkennen, wenn wir unsere Lage zutreffend erfassen wollen. Der politische Leitfaden der Sachsen gibt hier kaum eine Verhaltensvorschrift. Er versagt. Deshalb ist es aufschlußreich für die Befähigung einzelner Männer, wie sie sich zu dem Gedanken des Sachsentages bisher eingestellt haben. Die Leitung des Volksrates hatte das rechte Verständnis im Frühling 1932, als sie für den Herbst den Sachsentag ausschrieb. Aber eine ganze Reihe anderer Leute begriff nicht; am ehrlichsten war in seiner Blindheit der reaktionäre Herausgeber der Völkischer Zeitung Zickel, eine durchaus sympathische Figur, der man der Stolz des selbstmademan bei jedem Worte anmerkt, das er von Zeit zu Zeit über irgend etwas, was er mißversteht, laut ausspricht. Andere befürchten einen Verlust persönlichen Einflusses von einer ehrlichen Einigung; beide leugnen, daß sich sehr wesentliche Verlagerungen geistiger, bekenntnismäßiger, schöpferischer Art in unserem Volke vollzogen haben, die in die Zielsetzung und Führung des Volkes aufgenommen werden müssen, wenn wir eine durch Jahre fortgesetzte und schwere Auseinander-

sehung vermeiden wollen, die schon lange genug dauert und in der heutigen schweren Gesamtlage zum mindesten gefährlich ist.

Dem Einfluß dieser Leute, aber auch der Tatsache, daß selbst jene, die die Notwendigkeit einer inneren Klärung anerkennen, immer noch zu glauben schienen, es werde sie ein Wunder von der Tat befreien, verdanken wir die Hinausschiebung des Sachsentags. Man beschloß ihn kühnlich, aber dann war man vorerst erschöpft. Dann wurden zu einer Zeit, wo er eigentlich schon stattfinden sollte, die Vorbereitungen endlich begonnen. In durchaus erfreulicher Weise versuchte man mit den nichtoffiziellen Kreisen des Volkes, um deren Vorschläge es doch im Grunde geht, eine Einigung zu treffen, die — auch dies ist als Zeugnis der gesunden Regungen unseres Volkes nicht recht verstanden worden — in vielen Punkten wirklich erzielt wurde. Damit war nun die Leitung des Volksrates nach monatelangem Zögern wieder in die eingangs angeschnittene Linie eingebogen. Der gesunde Menschenverstand hatte gesiegt, der sich sagt, daß ein in Gärung befindliches Volk, insbesondere eine Minderheit, wo jedermann an der Front steht oder stehen sollte, sofort alles zu unternehmen hat, um die neuen Kräfte organisch einzufügen, ihre Ideen einzuschalten und auf diese Weise das Alte mit dem Neuen zu verbinden, ohne das das Alte ja abstirbt. Diese Klärung, deren Notwendigkeit niemand leugnen kann, der nicht kurzfristig oder unsachlich ist, kann nur durch den Sachsentag wirklich entscheidend und programmatisch wirksam eingeleitet werden. Vollzogen wird sie nicht an diesem Tage — aber sie wird an dem Tage zur Marschrichtung erklärt. Nur wenn wir zu diesem Tage gehen ohne die feste und ehrliche Absicht, ihn zum Signal dieses Marsches zu machen, wird auch er verstanden.

Bei den Beratungen im Januar, die in den Kreisen und im Volksrat stattfanden, hat eine solche Einsicht im allgemeinen gesiegt. Nur im Volksrat ergab sich durch einen Vorstoß eines Rechtsanwaltes, der anscheinend aus einer idyllischen Enklave unseres Volkes — so etwas gibt es noch und wir sollen es pflegen — herkommt, einige Verwirrung, die zugleich mit Hermannstädter Sonderwünschen dazu führte, daß ein neuer Ausschuß nochmals beschloß, was schon beschlossen war. Der Sachsentag ist damit wieder hinausgerückt und da sein erster Termin nicht eingehalten wurde, werden wir es nicht bedauern, wenn er erst im Frühling stattfindet. Aber wir würden es für äußerst verhängnisvoll halten, wenn der im allgemeinen gute Impuls, dem sich die breiten Kreise auch der Führerschaft¹ angeschlossen haben, nicht voll zum Austrag käme. Es hängt viel mehr von dem Sachsentag ab, als man glaubt. Nicht das Volksprogramm ist das Wesentliche, umsoweniger als der offizielle Entwurf manche Mängel aufweist, die der Sachsentag selbst ausmerzen muß. Für große Teile bedeutet der Sachsentag eine Aufnahme in das handelnde Volksganze. Der Schnitt zwischen Jugend und Alter hat seine biologische und ideelle Berechtigung. Er ist im Kerne wahrscheinlich nicht überbrückbar, denn zwei verschiedene Zeiten kann man nicht vermischen. Aber man kann das Bindeglied, das heute stark gedehnt ist, zwischen ihnen wieder verfestigen, indem man sich über das Notwendige einigt. Unser Bischof hat diese Heranholung der Kräfte in seinem ersten Rundschreiben gefordert und gewünscht. Er hat darauf hingewiesen,

¹ Besonders erfreulich ist z. B. der nach Niederschrift dieser Zeilen veröffentlichte zweite Aufruf des Bischofs, der alle Kreise zur Erfüllung ihrer Pflichten der Kirche gegenüber auffordert, und der Aufruf des Volksratspräsidenten, in dem die Aufgabe des Sachsentages treffend umschrieben ist.

daß die Einigung in der sächlichen Zusammenarbeit bestehen müsse. Wir kennen einige Orte unseres Volkes, wo dieser Gedanke längst zur Tat wurde. Dort gibt es keinerlei Gegensätze im Handeln, die nicht gemeinsam und leicht geklärt werden könnten, obgleich natürlich auch dort die tiefen Zeitverschiedenheiten bestehen. Die in diesen Orten herrschende Atmosphäre mühte überall einziehen. Es darf nicht so weit kommen, daß die Verhärtung des eigenen Standpunktes, die man meist bei den Älteren findet und die zur Fernhaltung breitesten Kreise, besonders jüngerer Jahrgänge, von der Mitarbeit führte, in veränderter Form auch die Jugend selbst ergreift und ihr, was bisher nicht der Fall war, jede Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit den Älten nimmt. Eine solche Entwicklung brächte unabsehbare Folgen mit sich. Daß sie möglich ist, kann niemand leugnen, der die wahre Stimmung der beiderseits gestellten Jahrgänge kennt. Ein Heer ohne Generalstab ist sicherlich Gefahren ausgesetzt, aber es kann einen Generalstab aus sich selbst bilden. Ein Generalstab, von dem das Heer wegmarschiert, weil es ihm nicht mehr vertraut, kann das Heer zerstören, denn er hat, auch ohne Gehorsam zu finden, die Herrschaft über zahlreiche Lebensadern des Heeres. Das Heer muß dann, um zu leben, zur Revolution schreiten.

Der Sachse macht keine Revolution — so sagt man — aber er zerfällt. Er zählt, wie heute schon vielfach, nicht mehr für sein Volk, wenn er nicht lebendig mit dessen Geschick mitfährt. Er entartet. Er läßt die anderen reden und glaubt niemand.

Die Jugend hat sich gegen diesen inneren Verfall seit Jahren aufgelegt. Aus ihr stammen lebendige Ideen und von keiner überkommenen Organisation geschaffene Unternehmungen, wie z. B. die Arbeitslager. Man wäre ein Verbrecher, wenn man angesichts solcher Ansätze nicht dies Gute auf die großen Mühlen unseres Volkes leiten wollte, wohin es zu strömen begehrt.

In diesem Zusammenhang verdienen schließlich noch die drei Forderungen Beachtung, die die „Selbsthilfe“ kürzlich auf einem Hermannstädter Sprechabend als entscheidend für ihre Zusammenarbeit mit der Volksführung formulierte. Sie forderte 1. daß die Umwandlung ihrer wirtschaftlichen Einrichtungen in eine Genossenschaft durch die Aufnahme in den Raiffeisenverband unterstützt werde, widrigenfalls sie, wenn ihr auch die Eingliederung in den Schwäbischen Genossenschaftsverband verweigert wird, den Anschluß an eine rumänische Zentrale suchen müßte, woraus natürlich Kampf innerhalb der sächsischen Innenwirtschaft entstehen müßte, 2. Es wird, im Zusammenhang mit allen Entwürfen für das Volksprogramm, die Einführung des Verhältniswahlrechtes bei sächsischen Wahlen ohne Abstrich gefordert und schließlich 3. die Einführung der Arbeitsdienstpflicht in unser Volksleben in der Art, daß kein Volksgenosse, der nach 1915 geboren ist, eine völkische Ehrenstelle bekleiden darf, wenn er nicht mindestens in einem Arbeitslager Dienst für unser Volk geleistet hat. Diese Forderungen sind in ihrem Kerne gut und nicht unerfüllbar. Sie stellen eine fruchtbare Fortentwicklung unserer gemeinnützigen Anschauungen in eine lebendigere Praxis des Volksdienstes dar und müßten daher in den Rahmen des Sachsentages eingefügt werden. Es ist bei kühler und unvoreingenommener Betrachtung kein Einwand gegen sie zu erheben. Im Gegenteil! Sie können von allen Volksgenossen, die gutes Willens sind, mit Freude unterstützt werden. *Kp 2/19, 33, 34, 35-38*

Dr. Konrad Möchel, langjähriger Mitarbeiter und freundschaftlich verbundener Kamerad unserer Bestrebungen ist in Kronstadt zum Stadtpfarrer gewählt worden.

Ihm öffnet sich hier ein Aufgabenkreis, der außerordentlich groß und ernst ist. Die Ereignisse, die der Wahl vorausgingen, waren in ihrer eigenartigen Lagerung nicht ohne tiefere Bedeutung für den ideellen Kampf, in dem sich unser Volk befindet. Die jüngeren Kreise Kronstadts hatten sich für ihren alten Kronstädter Kandidaten Wilhelm Stabel eingesetzt und begrüßten zugleich die von anderen Gruppen ausgehende Kandidierung Möchels, weil dadurch, wie immer die Wahl ausfiel, in jedem Falle ein Mann in diesen wichtigen Posten einrückte, zu dem sie Vertrauen haben und der im geistigen Leben unseres Volkes eine Stelle einnimmt, die für die Zukunft eine Erfüllung dessen ankündigt, was in unseren Ideen miteingeschlossen ist. Diese durchaus günstige Konstellation brachte es mit sich, daß der Wahlkampf von den jungen Kreisen als eine Entscheidung inter pares angesehen wurde. Sie fiel für Möchel aus, der besonders vom Aktionskreis mit Freude begrüßt sei. Gelingt es ihm, die synthetische Linie in dieser Gemeinde zu finden, die nicht als Ausgleich zwischen den viel zu vielen Gruppchen der Stadt gesucht werden soll, sondern als die viel reinere Durchführung einer Zusammenarbeit der wirklich besten Kräfte, so hat er eine Aufgabe gelöst, die vielleicht nirgend so dringend nach Lösung ruft wie hier. Darüber hinaus aber bleibt erst der große Kampf ihm und uns gestellt, um den es ihm in allen seinen Äußerungen ging, und zu dem er wie selten einer berufen ist. *78-79*
Kp 2/19, 33, 34, 35-38

Friedrich Teutsch †. Nur wenig Monate nach seinem Rücktritt vom Bischofsamt ist nun Friedrich Teutsch von uns gegangen, die tiefe glockenhafte Stimme, das ungeheure Wissen eines unermüdet forschenden Geistes, die klare Menschlichkeit dieser Seele, die legendarische Treue des besorgten Hirten. Wir haben seine Verdienste gewürdigt, als er das Amt nach einem Vierteljahrhundert abtrat, wir verwiesen dort auch auf die Grenzen, die ihn von der Neuzeit trennten. Wir wollen nun nicht mehr in den Chor einstimmen, der ihm mit der Aufzählung seiner Leistungen nachgrüßt, denn wir wissen, daß sein Name uns immer wieder entgegentreten wird auf vielen Gebieten unseres Volkslebens, auf denen er tätig war und wir jetzt schreiten. Eine solche lebendige Dauerhaftigkeit der Taten ist mehr als Worte.

Über ich möchte ein Bekenntnis ablegen, das Teutsch von einer Seite zeigt, die vielleicht von wenigen bemerkt wurde. Teutsch hatte in seinem späten Alter — ich konnte ihn ja früher nicht kennen — ein sehr feines Verständnis für die Bestrebungen, die die junge Generation und besonders diese Zeitschrift bewegten. So ferne er manchen Zielen, die wir verfolgten, stand, so deutlich wir manches in der Kirche und auch in der Kirchenführung kritisierten und so sehr ihn auch manche Äußerungen ärgerten, er fand stets einen offenen Ton, um mit mir darüber zu sprechen. Tene schmutzige und hinterlistige Art der Bekämpfung, die mir so häufig entgegentraf, hätte ich bei diesem Patriarchen nie erwartet, aber ich war immer aufs Neue erstaunt, wie verständnisvoll, wie wohlwollend seine Fühlungnahme war. Ich besaß viele Briefe, die er mir im Anschluß an Äußerungen schrieb, die im Anfang erschienen waren, ohne seine Zustimmung zu finden. Mit wenig Worten umriß er seine Meinung, deutlich, klar, mitunter ärgerlich, aber nie in jenem würdevoll ungeistigen Ton von Amtspersonen, die keine innere Berechtigung zu ihrem Amte haben. Nein, ich spürte in jedem Worte das dahinter waltende sachliche Verstehenwollen, das sich dann, wenn wir seinen Beifall fanden, in offene Anerkennung wandelte. Ich habe den gewiß schwer zu beweisenden Eindruck, daß er sich in irgendwelchen Schichten seines Wesens mit der hier tätigen Generation verbunden fühlte. Sicherlich war ihm die Generation der „Karpathen“ fremd. Die unsere bejahte er in ihren Grundzielen, obgleich ihn von uns schon allein die Einstellung zur Wissenschaft wie eine halbe Welt zu scheiden schien. Vielleicht schien es nur so. Vielleicht lebte in diesem alten, reifen Mann ein Wissen um die Untergründe, denen wir immer zustrebten, ein Wissen, das bei ihm viel einfacher und selbstverständlicher wirkte als bei uns. Vielleicht war er, der Wissenschaftler und Forscher, tiefer in den Akerboden nicht bloß des Volksheiligen, sondern auch des Religiösen gegründet, als wir armen Sucher. Und ganz gewiß wußte er um die Sehnsucht derer, die heimkehren wollen. Heinrich Zillich

Kirche und Selbsthilfe. Unmittelbar nach seinem Amtsantritt hat unser neuer Bischof angekündigt, daß er zur sachlichen Mitarbeit alle Kreise des Volkes heranziehen werde. In dieser Ankündigung lag die Aufstellung auch der Fragen beschlossen, die seit Jahren ungeklärt zwischen Kirche und Staat liegen, vor allem die Frage der Autonomie und der Staatsunterstützung. Bischof Glondys hat schon vor Wochen die notwendigen Verhandlungen in Bukarest eingeleitet, die nach dem Regierungswechsel vor kurzem neuerlich aufgenommen wurden. Es sind die letzten Verhand-

lungen, die wir führen, ohne bei ihrem Scheitern unverzüglich den Weg vor der Völkerbund zu gehen.

Die gleiche Entschlossenheit leitete den Bischof als er mit der „Selbsthilfe“ die Verbindung aufnahm. Man weiß, welchem Unverständnis diese Bewegung ausgesetzt war. Wir wollen die alten Fehler nicht aufrühren. Es genüge das folgende Zitat aus einem Rundschreiben des Landeskonfistoriums, um den besseren Wind der heute weht, zur Kenntnis zu nehmen: „In verschiedenen Gemeinden, besonders Landgemeinden, hat die Gründung von Selbsthilfe-Arbeitsmannschaften Zweifel über die Stellung derselben zu den kirchlichen Bruderschaften bei der Jugend sowohl als bei der kirchlichen Ortsbehörde erweckt. In Folge dessen ist es auch mehrere Male zu offenen Unstimmigkeiten gekommen. Anfragen von Seiten der Presbyterien im Wege der Bezirkskonfistoren haben das Landeskonfistorium veranlaßt, die Frage mit der Hauptleitung der Selbsthilfebewegung und mit dem Führer der Arbeitsmannschaften im besonderen grundsätzlich zu klären. Dabei hat sich der feste Wille dieser Bewegung zu einer bejahenden Einstellung der Kirche gegenüber feststellen lassen und insbesondere ihre Pflicht, die ländlichen Arbeitsmannschaften unter anderem auch in den Dienst der Erhaltung und Wiedererweckung des althergebrachten Bruderschaftsgesetzes zu stellen. Die Mitglieder der Arbeitsmannschaften werden dabei von der Führung streng zur Mitgliedschaft in den kirchlichen Bruderschaften und zur vorbildlichen Pflichterfüllung in denselben gehalten werden. Einzelgrundsätze über eine reibungslose Zusammenarbeit werden noch gesondert mit der obersten Führung der Arbeitsmannschaften vereinbart. Dies wird den Bezirkskonfistoren und Presbyterien mit der gleichzeitigen Weisung zur Kenntnis gebracht, der Bildung von Selbsthilfe-Arbeitsmannschaften in unserer ländlichen Jugend keine Hindernisse in den Weg zu legen. Ein obigen Grundsätzen nicht entsprechendes Verhalten der Arbeitsmannschaften ist der vorgesetzten Behörde sofort zu melden.“

Hier ist ein Weg der völkischen Zusammenarbeit beschriftet worden, der beispielgebend ist. Wie viel sinnloser Streit wäre in unserem Volke vermieden worden, wenn das Verständnis für das Neue und Junge wie hier auch früher gewaltet hätte.

Rep 3/1933, Seite 115

Volksprogramm und Sachsentag. Der neuerlich einer Redaktion unterzogene "offizielle" Entwurf zum neuen Volksprogramm der Siebenbürger Sachsen ist vor kurzem in Druck gelegt und den Mitgliedern des Volksrates überschickt worden. Der Volksrat wird sich in einigen Wochen damit befassen und dann den Tag des Sachsentages, der also Ende April oder im Mai stattfindet, bestimmen. Man wird mit den drei ersten Abschnitten des Entwurfes zufrieden sein können, der vierte Teil aber, der die Bestimmungen der Volksorganisation zusammenfaßt, ist mangelhaft und teilweise nicht entsprechend. Es fehlen die Vorschriften über die Kompatibilität der Parlamentarier, das Arbeitsamt und das nationale Gericht, für das die vorgesehenen völkischen Schiedsgerichte keinen wirklichen Ersatz bieten.

Der Sachsentag erhält keinen periodischen Charakter; damit ist einer der Hauptgrundsätze im Vorschlag des Klingenkreises fallen gelassen worden. Ebenso fiel die von uns gewünschte Teilung zwischen Exekutive und Gesetzgebung im Volksrat und die Bestellung des Volksrates teils durch die Urwähler, teils durch die Kreisausschüsse. Mit diesen Gedanken verfolgen wir ganz klare Ziele: eine lebendigere Verbindung des Volksrates mit dem Volke, eine Entwertung der Claqueurbildung, die bei uns immer schädlicher wirkte als Parteien, weil hinter einem Gruppenführer Leute erfahrungsgemäß Volkschädlinge leichter ihr Unheil treiben können, als im Rahmen einer Partei, die ihre Ansichten offen vertreten muß. Bei uns ist der größte Schaden nie von sichtbaren Führern angerichtet worden, sondern von Subjekten, die sich hinter deren Rücken bei jedem Angriff verkriechen die Drähte zogen.

Der Entwurf ist vor allem in einem Punkte unhaltbar. Wenn dieser in der jetzigen Form vom Sachsentag angenommen wird, so ist der Frieden in unserem Volke auch weiterhin auf das Allerschwerste gefährdet. Es handelt sich um die Frage des Verhältniswahlrechtes bei den Kreisausschüssen und Ortsausschüßwahlen. Der hierauf bezügliche § 19 bestimmt in seinen letzten zwei Abschnitten wörtlich dies: „In den Städten erfolgt die Wahl in die Kreisausschüsse nach dem Verhältniswahlrecht, wenn 25% der sächsischen Wähler es wünschen. Es erhalten nur diejenigen Listen eine Vertretung, die mindestens 20% sämtlicher abgegebenen Stimmen auf sich vereinigen. Streichungen auf den Listen sind zulässig. In den Landgemeinden erfolgt die Wahl nach dem Grundfak der Stimmenmehrheit.“

Das Verfahren ist also folgendes: Zuerst muß festgestellt werden, ob ein Viertel aller Wähler das Verhältniswahlrecht wünscht. Wie dies durchgeführt werden soll, ist schleierhaft. Soll der eigentlichen Wahl eine durch Wahl vorgenommene Entscheidung vorgehen? Nun entsprechen aber 25% aller Wähler bei der üblichen geringen Wahlbeteiligung mindestens 40% der tatsächlich Wählenden. Es ist also einer starken Gruppe wann immer möglich, das Verhältniswahlrecht zu Fall zu bringen und damit alle Mandate für sich zu sichern. Eine solche Bestimmung ist geradezu heuchlerisch. Das Verhältniswahlrecht ist von der sächsischen Jugend gefordert worden, damit auch ihr Raum zur Mitarbeit gegeben werde in einer Zeit, wo neue Kräfte und Ansichten in breiten Bevölkerungskreisen Platz greifen. Nun — was soll diese Jugend von einem Verhältniswahlrecht denken, das solchen Misslingen unterworfen wird? Sie wird empört die Fäule riechen, die hier steckt. Will man aber nun auch im § 11 der „Forderungen an den Staat“, daß wir die Einführung des Listenwahlrechtes bei kommunalen Wahlen verlangen, so wird man vollends erbittert, denn mit welchem moralischen Rechte verlangen wir vom Staate etwas, was wir den eigenen Volksgenossen vorenthalten und was wir bei unseren Bauern zu Gänge ablehnen. Unser Bauer wird dadurch zum Sachsen zweiter Klasse gestempelt, obgleich er bei den Stadtwahlen das volle Recht langst bezieht.

Das Mehrheitswahlrecht hat in den letzten Monaten in einigen Gemeinden, wo bei Vorwahlen junge Gruppen siegen, dazu geführt, daß die bisher bestimmenden Gruppen der Alten gänzlich ausfielen — gewiß eine Ungerechtigkeit, die nur daher rührt, daß wir eben kein Verhältniswahlrecht kennen — und es hat dazu geführt, daß die geringeren Gruppen sich an das Ergebnis der Vorwahl nicht hielten, daß sie mit rumänischen Bevölkerungsteilen Verbindung suchten und in unverzeihlicher

Weise die Volksdisziplin brachen. Das sind die Früchte des Mehrheitswahlrechtes und das sind auch die Fälle, die vor ein nationales Gericht gehören! Dies Gericht ist fallen gelassen worden.

Wenn der Volksrat die Gefahren erfasst, die hier angezeigt wurden, wird er den Schluß des § 19 ändern und das Verhältniswahlrecht ohne Fußangeln annehmen. Die einzige begründete bremsende Bestimmung könnte so lauten: „Es erhalten nur diejenigen Listen eine Vertretung, die mindestens 5% sämtlicher abgegebenen Stimmen auf sich vereinigen.“ Und selbst bei dieser Bestimmung dürfen wir an unseren Kampf gegen die berückichtigten 2% im rumänischen Parlamentswahlrecht nicht denken.

Hat der Volksrat nicht die Einsicht, diese Änderung durchzuführen, so wird der Sachsentag selbst bestimmt werden müssen, klüger zu sein.

Schließlich fehlt im Entwurfe eine Schlußbestimmung, die ausspricht, daß unmittelbar nach dem Sachsentag, entsprechend den neuen Volkszählungen, die Neuwahlen der Körperschaften zu erfolgen haben. Diese Folgerung aus der Neuorganisation ist selbstverständlich, aber sie müßte dennoch zum Ausdruck gebracht werden.

Kap. 4/1933, Seite 152-154 Heinrich Jifflich

Das Echo der zeitwandelnden Geschehnisse in Deutschland ist in unserem Volke laut. Wir werden uns mit dem großen Umfang der geschichtlichen Wende noch befassen und ich freue mich, daß es mir vergönnt ist, in wenig Tagen aus eigener unmittelbarer Anschauung nach dem Tiefgang der Umwälzung zu spüren. Nach meiner Rückkehr aus dem Reich wird Gelegenheit sein, das noch überwältigend Neue der deutschen Revolution gedanklich zu ordnen, der Revolution, die gerade von jenen am wenigsten verstanden wird, die jedes Blutbad der Linken nicht etwa aus sozialistischer Überzeugung verstanden, wohl aber aus einem tiefen Verwandtschaftsgefühl für das moralisch und national Unsaubere, für das Zerfallende und Zerfallende, das aus der inneren Faltung der Demokratie und der Linken nicht wegzudenken ist und den wahren Grund ihres Sturzes darstellt.

Was sich aber die jüdische Presse in Czernowitz an Beschimpfungen des deutschen Volkes in der letzten Zeit leistete, darf auch hier, wo niemals ein äußerlicher Antisemitismus laut wurde, nicht mehr verschwiegen werden. Deutschland ist nämlich nach dem Urteil dieser Blätter „eine Satrapie von Tollhäuslern und Zuchthäuslern“, „Hitler ein Banditenführer“, Hindenburg „ein ausgedienter Feldwebel“, Papen ein „Gewalltroffel, Verkörperung des dummdreisten Junkertums“. Dies nur eine kleine Auslese. Ein Blatt wärmt die Kriegsschuldlüge auf, was wohl eine der größten Niederträchtigkeiten ist, die wider besseres Wissen, aus ohnmächtiger Wut, von völlig außer Rand und Band gekommenen Schreibern geäußert wird; die zur Entschuldigung nicht einmal anführen können, daß sie selbst getreten wurden. Diese selbe Menschenart redet wie je im Namen Europas, als ob nicht jedes Wort, das sie in den Mund nimmt, schon unsauber ist. Und diese Menschenart schreit England und Frankreich an, mit Hilfe ihrer Waffen die Bewaffnung des Faschismus zu verhindern, aus Deutschland eine Interessensphäre zu machen — natürlich im Namen des Friedens.

Ich wiederhole, ich gab nur ganz wenig Zitate. Sie deuten nur sehr mangelhaft

an, wie Czernowitzer jüdische Blätter uns Deutsche - denn die reichsdeutschen Ereignisse sind dem inneren Sinne nach eine volksdeutsche Angelegenheit - bespeien.

Die Gesinnung dieser Presse wundert uns nicht. Wir kannten sie von jeher und der Anspruch, mit dem sie auftrat und im Namen der Kultur sprach, im Namen eines Gutes also, das sie weder verstehen kann, noch verteidigen wird, hat uns belustigt. Als Siebenbürger Sachse ist man gewissen jüdischen Anwandlungen gegenüber von Geburt her gefeit. Was mich aber wundert, ist die Dummheit solcher Äußerungen, die unendliche Dummheit.

Man braucht übrigens nicht nach Czernowitz abzuschweifen, um ein wildgewordenes Journalistentum am Werke zu sehen. Die "Brassoi Lapok", auf denen als Renomiergoß der Redaktion ein Abgeordneter der ungarischen Partei, der nichts schreibt, genannt wird, war der Tummelplatz ganz ähnlicher Gehässigkeit. Bei diesem Blatte ist auch noch der Mangel an einfachem Wissen beachtenswert, mit dem über die Verhältnisse ~~in~~ Deutschlands geschrieben wird. Ich erinnere mich der Heiterkeit, die mich erfüllte, als die "Brassoi Lapok" mauschelten, es werde ein Urteil des Reichsgerichtes über den preußischen Verfassungskonflikt nicht gerecht sein können, da das Leipziger Reichsgericht leider in Preußen liegt.

Kep 4/1933, Seite 154 - 155

Heinrich Zillich

Hans Eder 50 Jahre alt. Am 19. April wurde Hans Eder fünfzig Jahre alt. Wer auch immer künstlerisch schaffend in Siebenbürgen wirkt, kam — gleichgültig, ob er es erstrebte oder nicht — in den Strahlenkegel dieser Persönlichkeit. Eder versuchte es nur selten, durch Aktionen in das kulturelle Leben unseres Landes einzugreifen. Er, der Vielgereifte, Jahrzehnte lang Abwesende und erst in der letzten Zeit dauernd in der Heimat wieder Verwurzelte, war gleichwohl immer da. Mit ihm mußte man sich auseinandersetzen. Seine Bahnen mußte man schneiden, in der Teilnahme an seinem großen malerischen Werk, in Aussprache und Rede. Denn doppelt ist der Einflußstrahl, der von ihm ausgeht. Man mochte, wie dies bei der Eigenwilligkeit seines Persönlichkeit nicht anders sein konnte, oft mit ihm im Gegensatz sein, ein Weg an ihm vorbei war nie möglich. Und gerade weil sich seine Ausstrahlung nicht nur durch die Bilder kundtat, sondern geheimnisvoll von Mensch zu Mensch, aus Wort zu Wort wirkte, bildete sich um ihn, wo er auch auftrat, ein lebendiges Kraftfeld, eine bewegte Atmosphäre von Anziehung und Problematik, in der das Geistige und Schöpferische gedeiht.

Wir Jüngeren fanden in ihm, als wir uns zum erstenmal künstlerisch regten, sofort einen Freund und Helfer. Es war geradezu eine Probe auf eine wirkliche Begabung, ob sie in den Kreis um ihn eintrat und von ihm angezogen wurde. So hatte Eder stets um sich eine geheime Schule von geistigen Menschen und Zuhörern, von Kameraden. Etwas Weltgültiges, Freies, Leidenschaftliches und oft auch Gewalttames war und ist ständig um ihn und spricht aus ihm, der unter den zwiespältigen Regungen des schöpferischen Menschen leidet, der in der Tiefe einsam ist, um diesen Individualisten, den das Leben mit seinen Gesichten und Unzulänglichkeiten quält und den es häufig zu stürmischen Entladungen zwingt.

Eders malerischer Weg ist in diesen Blättern seit Anfang immer wieder sorgfältig geschildert und dargestellt worden. Die Gemälde, deren Wiedergaben wir veröffentlichten, könnten eine kleine Ausstellung füllen: eine Schau über ganze 10 Jahre hinweg.

Diese Schau auf sein Werk wollen wir jetzt nicht in Worten versuchen. Eders künstlerischer Weg geht weiter. Der äußere Anlaß des 50. Geburtstages kann gerade bei ihm nicht zu einer Rückschau, sondern höchstens zu einer Auschau verpflichten. In seinem Werke, so reif es in zahlreichen Teilen ist — denken wir bloß an die Stilleben, an viele Porträts und Landschaften — sind Gebiete betreten worden, die ganz wesentliche Ausblicke auf weitere Schritte eröffnen. Die religiösen Kompositionen sind ein starkes Versprechen. Auf der Tragfläche des Geleisteten steht schon der Rohbau neuer Ansätze. Der 50. Geburtstag ist ein willkürlicher Standpunkt zur Beurteilung.

In den letzten Jahren bürgerle es sich bei uns ein, den 50. Geburtstag von Männern, die aus der Menge in irgendeiner Weise herausragten, laut zu feiern. Die Purzelbäume der Ehrerbietung, die dabei oft geschlagen wurden, galken manchmal Leuten, für die kein Werk wirkt. So war es denn würdig, daß bei Eder keine Becken gerührt wurden, wenngleich die zappelnden Hochrufer hier einmal einen begründeten Anlaß gefunden hätten.

Sept 5 / 1933, Seite 196

Verschiebung des Sachsentages. Im Juni des Vorjahres beschloß der Volksrat, für den Herbst 1932 den Sachsentag zusammenzuberufen. Wir begrüßten es und glaubten daran. Monatelang wurde versäumt, an die Vorbereitungen zu gehen. An vielen Stellen hörte man Stimmen, die davon sprachen, daß diese Saumseligkeit ihren guten Grund habe. Und da es etliche Leute gibt, denen eine innerlich geklärte Lage unseres Volkes einen Verlust an Einfluß bringen kann, wußte man, daß an den Gerüchten einiges Wahre war. Aber wir glaubten an das Versprechen, umso mehr als eine Art Kabinettskrise in der Leitung des Volksrates im Winter - nach Verstreichen des Herbsttermines - ausbrach und offensichtlich im Zusammenhang stand mit den Bestrebungen zur Verschiebung des Sachsentages. Die Kabinettskrise wurde ausgeglichen. Wir glaubten weiter an den Sachsentag. Inzwischen wurde in vielen Verhandlungen auf Grund der von nichtamtlicher Seite vorgelegten Entwürfe der offizielle Entwurf fertiggestellt und überprüft. All dies brachte neuerliche Verschiebungen mit sich.

Wir haben hier die in dem offiziellen Entwurf nicht einvernehmlich geklärten Punkte schon vor Monaten aufgezählt. Es sind im Wesentlichen die folgenden: 1. Die Forderung der "Selbsthilfe" auf Einführung des völkischen Verhältnismahlrechtes auch auf den Dörfern und nicht bloß in den Städten. 2. Urwahl des Volksrates, 3. Einführung des verpflichtenden Arbeitsdienstes unserer Jugend. Da diese drei Punkte Zustimmung nicht nur in Selbsthilfekreisen fanden, da weiter der eine oder der andere der Punkte von manchen der Selbsthilfe nahestehenden Persönlichkeiten abgelehnt wird, konnte man ihre Vertretung nur in begrenztem Umfang zu einer parteipolitischen Angelegenheit stempeln. Es sind Punkte, über deren Berechtigung jeder mit sich selbst zu Rate gehen muß. Die Entscheidung konnte nur eine Abstimmung des Sachsentages bringen. Dieser Abstimmung mit der Begründung aus dem Wege zu gehen, daß der Sachsentag bloß eine Annahemaschine von Vorschlägen sein dürfe, ist ein so abwegiger Standpunkt, daß er mit Fug und Recht nicht

zu vertreten ist.

Dies war die Lage, als der Sachsentag für den 21. Mai nach Schäßburg endlich einberufen wurde. Knapp vor diesem Termin häuften sich Gerüchte über eine von der Selbsthilfe beabsichtigte Sprengung des Sachsentages. Einige radikale Äußerungen von Selbsthilfeführern wurden zum Belege dafür herangezogen. Über die Ausdeutung der Äußerungen, über zahlreiche andere Mitteilungen und Verhandlungen, die damit im Zusammenhang stehen sollten oder standen, liefen verschiedene Ansichten und in den Verkehr gesetzte Versionen um. Bis heute ist deren Berechtigung nicht geklärt. Die Auslegung, die die "Selbsthilfe" gibt, weicht entscheidend von der der Gegenseite ab.

Man nahm aber doch an, daß der Weg zur Klärung, der mit der Einberufung des Sachsentages schon beschritten war, nicht mehr verlassen werden konnte. Da kam drei Tage vor dem 21. Mai die Verschiebung des Sachsentages. Durch eine Verlautbarung wurde mitgeteilt, daß die Verschiebung erfolgt sei mit Rücksicht auf die in Schäßburg bestehenden Spannungen zwischen Sachsen und Rumänen und die Erregung der Schäßburger. Soweit dieser Grund als tatsächliche Ursache der Verschiebung gelten kann, ist er von Schäßburgern selbst abgelehnt worden. Aber auch hierin zeigten sich Unvereinbarkeiten. Der "Großkokler Bote" z.B. erklärte die Verschiebung für eine Erlösung. Weite Kreise des Volkes fanden eine andere Bezeichnung dafür. Immerhin war es der amtlich zugegebene Grund. Daneben aber waren andere maßgebend, die nicht mitgeteilt wurden. Sie bestehen darin, daß man sich fürchtete, die "Selbsthilfe" werde die Sitzung stören. Diese Furcht konnte keine Besserung, nur eine Verschärfung der Lage bringen. Der Sachsentag ist - sofern man das Volksinteresse im Auge hatte - nötig. Gesetzt der Fall, er wäre von der "Selbsthilfe" in der Weise, wie sich das manche Ängstliche vorstellten, gesprengt worden, was wäre damit anders geschehen, als was nun nach seiner Verschiebung ohnehin eingetreten ist? Die Furcht aber, durch einen Zusammenstoß vor den Mitnationen an

Ansehen zu verlieren, ist unbegründet. Unsere Verluste in den letzten Jahren sind ein Beweis dafür, daß man uns schon kennt.

Der Volksrat hat am 30. Mai nun beschlossen, durch einen Ausschuß die Voraussetzungen für die Abhaltung des Sachsentages - in Hermannstadt! - zu schaffen. Die Verschiebung ist damit sanktioniert und unbefristet.

Man kann als guter Sachse nur wünschen, daß die "Voraussetzungen" bald geschaffen werden. Ein Minderheitenvolk wird zur Tateinheit über die bestehenden weltanschaulichen und altersbestimmten Gegensätze hinweg nur dann kommen, wenn es seine erforderlichen Organisationsformen und Ziele gemeinschaftlich festsetzt. Dies kann bloß auf dem Sachsentag geschehen. Jede Verschiebung verhindert einen vollen Einsatz unserer Kräfte. Noch aus zwei Gründen ist die Abhaltung des Sachsentages nötig gewesen: Unser Bischof hat unmißdeutbar vor einigen Monaten den Weg nach Genf angekündigt für den Fall, daß uns der staatliche Schulbeitrag nicht erhöht werde. Er wurde inzwischen auf die Hälfte herabgesetzt. Der Sachsentag konnte daher erwarten, daß er den Boden biete zur Verkündung jenes Schrittes. Wenn der Bischof nun dämlichst seine Ankündigung wahrmacht, wird er kein so lautes Echo finden, wie er es in Schäßburg gefunden hätte.

Der zweite Grund: Im Jahre 1882, als unser Volk von allen ungarischen Blättern seiner Beziehungen zum deutschen Schulverein wegen angegriffen und der Staatsfeindschaft bezichtigt wurde, gab es, wie in der Sachsengeschichte zu lesen ist, keinen sächsischen Ort, wo nicht eine Protestkundgebung gegen diesen Anwurf stattfand. Unter dem Namen der Schulvereinsdemonstrationen sind jene Versammlungen historisch geworden. In den letzten Wochen, als uns die jüdische Presse dieses Landes bespie und den Ministerpräsidenten zu einem Eintreten für uns bewog, fand keine einzige Versammlung statt. Es war nicht die ganze Presse des Landes, die uns angriff, es war nicht die Regierung, die Öl ins Feuer goß wie 1882, es waren trübe private und privatkapitalistische

Quellen, aus denen die Hetze stammte - und unser Volk schwieg. Ja, es gab Sachsen, die aus alter deutscher Unnatur den Splitter im eigenen Auge zum Balken aufbauschen und den Balken im fremden Auge verständlich fanden. War dies schon unerträglich, so mußte der Sachsentag wenigstens die eine notwendige Kundgebung gegen den schwersten Vorwurf ermöglichen, den man einer Minderheit machen kann, gegen den Vorwurf der Staatsfeindschaft. Das ist nun nicht mehr möglich, auch wenn die "Voraussetzungen zur Abhaltung des Sachsentages" bald ~~ganz~~ geschaffen werden.

Bei der Einführung des Bischofs am 29. Mai in Hermannstadt ertönten viele tapfere und christliche Reden - christliche Reden auch aus erstaunlich rasch bekehrten Lippen - und da also selbst das Ding möglich ist, daß der Zyniker zum Propheten wird, wollen wir die Bekehrung jener Bedenklichen wünschen, die noch immer den Sachsentag fürchten. So optimistisch sind wir allerdings nicht wie viele, die angesichts der großen Ereignisse in Deutschland beglückt vermeinen, wir Sachsen besäßen schon von je, was dort erkämpft wird. Wir seien bis ins letzte Kaffeekränzchen hinein "gleichgeschaltet", denn unsere ~~Arbeits~~ Art mit einem revolutionären Schwung des Aufbaus zu verwechseln, dürfte doch nur Gemütern unterlaufen, die über die Wahrheit ahnungslos und in einer nur mit Humor erträglichen Selbstüberschätzung schweben.

6/1933, S. 234-236
Heinrich Zillich

Ein Institut zur Förderung der deutsch-rumänischen Beziehungen.

In Bukarest ist ein Institut zur Förderung der deutsch-rumänischen Beziehungen gegründet worden. Unter den Einladern finden wir, gleichgeschaltet, in traurem Verein Brandsch, Fabritius und Hans Otto Roth, das Dreieck der sächsischen Politik. Es ist schwer hier noch ernst zu bleiben. Im übrigen ist die Idee einer solchen Gründung erfreulich. Die deutsch-rumänische kulturelle und wirtschaftliche Zusammenarbeit bedarf gewißlich einer Aufmunterung und daher sei vor allem Nichifor Crainic begrüßt, der sich dem Institut zur Verfügung stellte. Eine zweite Zusammenkunft soll den näheren Aufgabenkreis der Gründung umreißen.

6/1933, Seite 237

Heinrich Zillich

Walther Teutsch 50 Jahre alt. Am 25. Mai trat nun auch Walther Teutsch über die Schwelle des fünfzigsten Lebensjahres. Wir haben vor einigen Jahren, sein Werk in einem umfassenden Aufsatz gewürdigt und einige Wiedergaben seiner Gemälde veröffentlicht. Obgleich Teutsch als Professor an der Kunstgewerbeakademie in München lebt und unserem Boden, seiner Heimatstadt Kronstadt und auch seiner hier schaffenden Generation räumlich entrückt ist, haben wir ihn nicht vergessen. Die tiefhereinragende Natur unserer Heimat war sein erstes landschaftliches Erlebnis. Die Natur ist dem inzwischen zur Meisterschaft aufgewachsenen Künstler ein geheimnisreiches Wunder geblieben, in das er deutend und aufhellend tritt, ohne ihre unendliche Hintergründigkeit, der doch der Künstler dient, auf eine Formel zu spannen und in ihrer Vielfalt und Größe zu vergewaltigen. In seinem Werke, das sehr "deutsch" ist, wenn man mit dem Begriff der Deutschheit eine reine, gläubige, zugleich aber heroische und mutige Beseeltheit und Naturversponnenheit bezeichnen will - oft auch etwas Romantisches, das ihm ebenfalls nicht mangelt - liegt doch zugleich neben der so deutlichen Sprache der Seele, der Sinngebung, der religiösen Erwartung: ein prachtvoller Trieb zur Einfachheit, zum pflanzlich-schwellenden primitiven Leben. Durch diese Einfalt und Einfachheit tönt immer der geistige Hintergrund durch. In einer glücklich empfundenen Einheit ruhen bei ihm Mensch und Ding gleichsam im Schoße des Ewigen. Ein starkes großes Formgefühl, eine reiche und vegetativ blühende Palette, eine zeichnerische Sicherheit, die sich in seinen Holzschnitten sehr schön zeigte - dies ist der Ausdruck seiner reifen und eigenartigen Persönlichkeit, einer Bagabung, die ihren klaren und eindeutigen Stil seit langem gefunden hat und auch ihren rechtmäßigen Platz in der deutschen Malerei einnehmen wird.

6/1933, Seite 237

Heinrich Zillich

i k g s

Gesellschaft der Freunde des freiwilligen Arbeitsdienstes. Dr. Alfred Bonfert, der Schöpfer und Leiter des Arbeitsdienstes unserer Jugend wandte sich kürzlich mit einem Aufruf an die Öffentlichkeit und warb für den Eintritt in die Gesellschaft der Freunde des freiwilligen Arbeitsdienstes. Die Gesellschaft ist die Vereinigung jener, die den Arbeitsdienst fördern wollen, was sie durch eine Mindestspende von jährlich 25 Lei zum Ausdruck bringen. Die einfließenden Beträge werden dazu verwendet, bestimmte Auslagen, die im Lagerdienst erwachsen und durch die Lager Teilnehmer und die Gemeinden nicht gedeckt werden können, abzugelten. In diesem Jahre ist mit 800 Freiwilligen zu rechnen. Die ungedeckten Kosten betragen auf den Kopf gerechnet 50 Lei, insgesamt also 40.000 Lei. Wir fordern unsere Leser auf, der Gesellschaft der Freunde des freiwilligen Arbeitsdienstes beizutreten und einen möglichst hohen Beitrag zu geben. Es handelt sich hier nicht um einen Vereinsbeitrag, den man so oft gedankenlos zahlt, obgleich er meist höher ist als die Summe, um die die Jugend hier bittet. Es handelt sich hier um einen Beitrag, der in lebendige Tat, in sichtbares Schaffen und geistige Frucht umgesetzt wird. Heinrich Zillich

Das Programm der „Selbsthilfe“ ist am 7. Juni in Hermannstadt von dem neuernannten Gauführer für Siebenbürgen Dr. Otto Fritz Sichel in aller Klarheit und Ausführlichkeit wiedergegeben worden. Es wurde dabei nichts eigentlich Neues mitgeteilt, wohl aber sind der bisher eingehaltene Kurs und die Ziele der Bewegung in der einprägenden Form, die Sichel fand, nunmehr unzweideutig und auch undeutlich beleuchtet worden. Insbesondere verdient das Bekenntnis zur Staatsstreue Beachtung. Ferner die Stellungnahme für die berechtigten Forderungen unseres Volkes dem Staate gegenüber. Von größter Wichtigkeit ist die Kundmachung, daß die „Selbsthilfe“ jeden aus ihren Reihen schließt, der seine Verpflichtungen der Kirche gegenüber nicht erfüllt. Ähnliche Vorschriften sind auch von anderen Verbänden schon vorgeschlagen worden. Hier wird zum erstenmal nicht bloß die Vorschrift auch tatsächlich erlassen, sondern bereits Wege zu ihrer Durchführung verlaublich. Der letzte Teil der Erklärung ist polemischer Art und kündigt den schärfsten Kampf der „Selbsthilfe“ gegen die offizielle Volksführung für den Fall an, daß die Abhaltung des Sachsentages vereitelt wird.

Klingsohr lebt in Siebenbürgen. Im Rahmen der Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin hielt kürzlich der bekannte Deutschtumsforscher und Literaturhistoriker Gottfried Fittbogen einen Vortrag über die Dichtung der Siebenbürger Sachsen. Die Vossische Zeitung berichtete darüber am 30. Mai unter anderem folgendes: "Die neuesten ^{Führer} verherrlichen wieder die Heimat, so Meschendorf in dem Roman "Die Stadt im Osten" (Krönstadt). Zuletzt trat der Vortragende lebhaft für die neueste deutsche Dichtung in Siebenbürgen ein, deren Führer Klingsohr und Zillich sind".

7/1933, Seite 275

Sächsishe Chronik. In den letzten Wochen verschärften sich die inneren Gegensätze unsers Volkes maßlos. Nach den unmittelbaren Ursachen dafür zu fahnden, wäre ein oberflächlicher Versuch, denn diese Entwicklung ist die Folge der bisherigen. Unser Volk ist seit Jahren in einer furchtbaren inneren Not, weit über Hundert Gemeinden stehen vor dem Bankrott oder mitten drin, die geistige und seelische Ratlosigkeit ist übergroß, das Vertrauen verschwunden und das gefährlichste: die Gleichgültigkeit und Schlassheit bestimmend. Nichts will dies Volk mehr als eine klare Linie, Sicherheit der Führung, Lösung der Spannung, Offenheit der Aussprache, wahre Autorität. Man kann nicht behaupten, daß sich diese Sehnsucht erfüllen konnte.

Es war keine Geradlinigkeit, um nur einiges zu nennen, wenn man den Sachsentag klar und deutlich und mit der Absicht, die inneren Gegensätze auszugleichen, auf den Herbst 1932 ansetzte und ihn erst mit dem Verstreichen dieses Termins ernstlich vorzubereiten begann. Es war nicht geradlinig, wenn man nach Genf zu gehen beschloß und nicht ging. Es war marklos, wenn man sich durch eine wildgewordene Presse durch Wochen der Staatsfeindschaft verdächtigen ließ und nicht eine einzige Verwahrung im Namen des Volkes dagegen einlegte.* Ein solches Verhalten mag

man faktisch zu begründen versuchen, das Volk aber hat eine geradere Art zu denken und es verliert — vor lauter Taktik — das Vertrauen, worüber körper-schaftliche Vertrauenskundgebungen nicht hinwegtäuschen dürfen.

Hiezu noch eines: die Männer, die unsere politischen Geschicke leiten, sind, was man ihnen nach der Eigenart ihres politischen Berufes kaum verdenken wird, meist faktische Naturen. Ihr vielleicht gar nicht ausgesprochener Leitsatz ist die Bewahrung des Bestehenden, also ein Verwalten und Abwehren. Ihre Verdienste in dieser Hinsicht sollen — wo sie bestehen — nicht geschmälert werden, aber eine solche Grundhaltung fand von Jahr zu Jahr stärkeren Widerstand in dem Empfinden der jüngeren Kreise, die wir heute über das vierzigste Lebensjahr begrenzen müssen. Diese Hälfte unseres Volkes vertritt eine andere Lebensauffassung und sucht sie natürlich durchzusetzen. Kriegererlebnisse, stärkere Bereitschaft, sich den neuen Ideen unserer geistig gärenden Zeit zu öffnen, haben eine weltanschauliche Trennung zwischen Jung und Alt herbeigeführt, deren Tiefe mit dem einfachen Altersunterschied gar nicht abgemessen werden kann. Unser Unglück war es nun, daß wir wohl einige Männer in der Führung hatten, die dies begriffen, doch bisher keinen, der Leidenschaft und Spannkraft genug besessen hätte, jene doch in ihrem Kern fruchtbaren Tatsachen wirklich in Rechnung zu stellen. Es ist aber die erste Aufgabe der Führer eines so gefährdeten Minderheitenvolkes wie des unseren, daß sie unablässig, mit Leidenschaft nur eines und eines zu schaffen bestrebt sein müssen: die Einigkeit. Mit Leidenschaft — sage ich und vorurteilslos. Und unablässig. Dazu gehört eine gewisse geistige Freiheit, gehört ethische Gewachsenheit, gehört Führergabe und innere Jugend, die das Neue begreift und als Kraftzuwachs eingliedert. Einen solchen Mann hatten wir nicht. Die Versuche zur Herstellung der Einigkeit waren daher nicht aus dem letzten Einsatz geboren. Ihnen fehlte die Autorität. Und dabei ist vielleicht noch nie die innere Wandlung unseres Volkes so deutlich und klar bewußt gemacht worden. Seit Jahren liegt das notwendige geistige Material erarbeitet vor. Die besten Köpfe unseres Volkes haben sich durch ein Jahrzehnt bemüht, Wege und Richtung anzuzeigen. Dem politischen Kopf wäre es vorbehalten gewesen, daraus zu handeln. Es rächt sich aber hier, daß an ausschlaggebenden Stellen vielfach Praktiker sitzen. Solche Praktiker sind in Wendezeiten schwerbeweglich, weil sie nur das Sündhaftliegende sehen, aber Kräfte und Ideen, die neu auftauchen, mißtrauisch als Phantasterei ablehnen.

Viele Jahre hindurch hat sich das gegenwärtige Chaos angekündigt. Es war fast immer aufzuhalten und es ist wahrscheinlich noch heute zu klären, wenn man ohne Rücksicht auf Freund und Feind die Verstocktheiten einiger Menschen beiseiteschiebt, die die natürliche Entwicklung hemmen, und den neuen Kräften Raum gibt. Ob dies durch Wahl geschieht oder nicht, ist eine Einzelfrage. Angesichts des heutigen Zustandes ist es jedenfalls gefährlich, die gegenwärtige Einflußverteilung, die weder den Leistungen noch der Wahrheit entspricht, noch weiter aufrechtzuerhalten.

Heute sind die Fronten, die teilweise höchst unnatürlich gebildet wurden, Menschen vereinigen, die sich sonst bekämpften, und dadurch schon keine ethische Durchschlagskraft haben, so verkrustet, daß automatisch jene Köpfe, die bisher die Diskussion geführt haben, zurücktreten. Die Aussprache wird meist von Leuten minderer Begabung bestritten. Sie ist denn auch darnach! Ihr sachlicher Inhalt ist nicht der Rede wert. Verkalkte Menschen reden über den Nationalsozialismus, Blinde und Ideologen

über Realpolitik. Aber die theologisch verbrämten politischen Windmühlenkämpfe wollen wir schon gar den Mantel der Nächstenliebe decken. Niemals sank ein Streik unter uns auf dieses Niveau. Lüge, Verleumdung, Sucht zur sozialen Schädigung des Gegners, selbst verhälltes Angebertum vor der Staatsmacht ist Trumpf. Diese Stimmen vermögen den Gegner nicht mehr ehrlich zu werfen. Wenn auch dazwischen immer wieder bemerkenswerte Äußerungen erscheinen, wie die viel beachteten Ordnungsrufe von Konrad Mückel und Emil Neugeboren, so überwiegt doch der Eindruck eines Tollhauses, das von einigen Drahtziehern im Verborgenen in Bewegung gehalten wird. Wie auf solchem Hintergrund der Dichter Hermann Klöß den phantasielosen Mut findet, Bauern eine Entschliebung vorzulegen, in der unser Volk als ein wunderbar einheitliches Gepräge verherrlicht wird, von dem Deutschland etwas lernen könne, ist mir unsagbar.

Wir wiederholen: eine Klärung ist möglich, wenn die weltanschauliche Bestimmtheit der jüngeren Kreise mit in die Verantwortung gestellt wird. In den Städten, wo dies geschah, ist heute noch oder schon wieder Frieden. Eine jede andere Politik ist volkschädlich. Es ist auch ein Unsinn, wenn man annimmt, es könne die Erneuerungsbewegung zersprengt werden. Wer sieht, wie in den Arbeitslagern aus Leistungen — und sie entsteht nur so — Autorität wächst, wie sich dort zwischen den älteren Jungen und den Jüngsten auf dem Boden der gleichen Idee natürliche Bande der Achtung und der Autorität knüpfen, die unzerreißbar sind, weil beide Gruppen der Jugend fähig waren und sind — die eine im Feld, die andere heute —, zu einem kollektiven begeisterten Einsatz für andere; wer dies erlebt, dem wird die politische Oberfläche schemenhaft und unreal. Die Erneuerungsbewegung, mag ihre politische Äußerungsweise auch fehlerhaft sein, was ja niemals gelegentlich wurde, ist eine gesunde Reserve unseres Volkes. Auf sie verzichten, etwa um dafür eine Herrschaft von Eliten einzutauschen, wäre völkischer Selbstmord und nicht einmal ein schöner. Andererseits ist es phantastisch, wenn man vermeint, die Erneuerungsbewegung könne in kurzer Zeit alle wesentlichen Stellen im Kampfe erobern. Nur der jüngere Flügel unseres Volkes ist ja überhaupt noch ideenmäßig erneuerbar. Die andere Hälfte kann man, da wir angesichts unserer Not keine Zeit mehr haben, nicht außer Acht lassen. In dieser Hinsicht ist eine Parallele mit deutschen Verhältnissen unstatthaft. Es fehlt uns eben die Möglichkeit einer Diktatur. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als zusammenzugehen. Wir müssen uns dort, wo es nötig und möglich ist: in der praktischen Arbeit eine Plattform schaffen, wo beide Hälften unseres Volkes miteinander wirken können — unbeschadet der fortwährenden geistigen Auseinandersetzung, die aber dann nicht mehr wie heute mit dem Ziel geführt werden wird, Personen und Bewegungen bloß der eigenen Position wegen zu vernichten. Wir müssen diese Arbeitsgemeinschaft schaffen; ob durch Wahl oder nicht, ist — ich erwähnte es — gleichgültig. Die Wahl wird wohl der einzige Weg sein. Diese Arbeitsgemeinschaft wird nicht geschaffen, wenn jede beleidigte Größe, die keine ist, ununterbrochen redet, sie habe das Ihre getan, um den Frieden herbeizuführen, aber die anderen Bösen hätten wieder einmal alles durchkreuzt. Abgesehen davon, daß diese Selbstbekenntnisse oft in den Einzelheiten nicht stimmen, — es hat keiner unter uns wirklich alles getan, um die Arbeitsgemeinschaft zustandezubringen. Nun ist es aber Zeit dazu. Der Sachsentag muß sofort stattfinden, damit die neue Volksgrundlage geschaffen und die heutige unerträgliche Lage beseitigt werde!

* In diesem Zusammenhang sei auch der Prozeß erwähnt, der von der Staatsanwaltschaft in Schäßburg gegen unseren Mitarbeiter, den Kreisführer der „Selbsthilfe“, Alfred Pomarius wegen Bedrohung der Staatsicherheit angestrengt wurde. Wir haben in die Anklageakten Einblick genommen und waren, noch ehe die 1. Instanz ein freisprechendes Urteil fällte, von diesem Ausgang überzeugt, der insoweit von Bedeutung ist, als damit die Taktik der „Selbsthilfe“ richterlich als nicht gegen die Staatsinteressen gewendet anerkannt wurde. — Der Gerechtigkeit halber sei hier noch hinzugefügt, daß in den Chor der gegen unser Volk gerichteten Pressestimmen einige Bukarester Blätter, besonders der von Michail Cratic geleitete „Kalenbarul“ nicht einstimmen, sondern im Gegenteil eine entschiedene deutschfreundliche Tendenz zeigen, die auch Verständnis für die reichsdeutschen Geschehnisse beweist. Die Schriftleitung.

Ein Institut zur Förderung der deutsch-rumänischen Beziehungen.

In Bukarest ist ein Institut zur Förderung der deutsch-rumänischen Beziehungen gegründet worden. Unter den Einladern finden wir, gleichgeschaltet, in traurem Verein Brandsch, Fabritius und Hans Otto Roth, das Dreieck der sächsischen Politik. Es ist schwer hier noch ernst zu bleiben. Im übrigen ist die Idee einer solchen Gründung erfreulich. Die deutsch-rumänische kulturelle und wirtschaftliche Zusammenarbeit bedarf gewißlich einer Aufmunterung und daher sei vor allem Nichifor Crainic begrüßt, der sich dem Institut zur Verfügung stellte. Eine zweite Zusammenkunft soll den näheren Aufgabenkreis der Gründung umreißen.

6/1933, Seite 237

Heinrich Zillich

Walther Teutsch 50 Jahre alt. Am 25. Mai trat nun auch Walther Teutsch über die Schwelle des fünfzigsten Lebensjahres. Wir haben vor einigen Jahren, sein Werk in einem umfassenden Aufsatz gewürdigt und einige Wiedergaben seiner Gemälde veröffentlicht. Obgleich Teutsch als Professor an der Kunstgewerbeakademie in München lebt und unserem Boden, seiner Heimatstadt Kronstadt und auch seiner hier schaffenden Generation räumlich entrückt ist, haben wir ihn nicht vergessen. Die tiefhereinragende Natur unserer Heimat war sein erstes landschaftliches Erlebnis. Die Natur ist dem inzwischen zur Meisterschaft aufgewachsenen Künstler ein geheimnisreiches Wunder geblieben, in das er deutend und aufhellend tritt, ohne ihre unendliche Hintergründigkeit, der doch der Künstler dient, auf eine Formel zu spannen und in ihrer Vielfalt und Größe zu vergewaltigen. In seinem Werke, das sehr "deutsch" ist, wenn man mit dem Begriff der Deutschheit eine reine, gläubige, zugleich aber heroische und mutige Beseeltheit und Naturversponnenheit bezeichnen will - oft auch etwas Romantisches, das ihm ebenfalls nicht mangelt - liegt doch zugleich neben der so deutlichen Sprache der Seele, der Sinngebung, der religiösen Erwartung: ein prachtvoller Trieb zur Einfachheit, zum pflanzlich-schwellenden primitiven Leben. Durch diese Einfalt und Einfachheit tönt immer der geistige Hintergrund durch. In einer glücklich empfundenen Einheit ruhen bei ihm Mensch und Ding gleichsam im Schoße des Ewigen. Ein starkes großes Formgefühl, eine reiche und vegetativ blühende Palette, eine zeichnerische Sicherheit, die sich in seinen Holzschnitten sehr schön zeigte - dies ist der Ausdruck seiner reifen und eigenartigen Persönlichkeit, einer Begabung, die ihren klaren und eindeutigen Stil seit langem gefunden hat und auch ihren rechtmäßigen Platz in der deutschen Malerei einnehmen wird.

6/1933, Seite 237
Heinrich Zillrich

Gesellschaft der Freunde des freiwilligen Arbeitsdienstes. Dr. Alfred Bonfert, der Schöpfer und Leiter des Arbeitsdienstes unserer Jugend wandte sich kürzlich mit einem Aufruf an die Öffentlichkeit und warb für den Eintritt in die Gesellschaft der Freunde des freiwilligen Arbeitsdienstes. Die Gesellschaft ist die Vereinigung jener, die den Arbeitsdienst fördern wollen, was sie durch eine Mindestspende von jährlich 25 Lei zum Ausdruck bringen. Die einfließenden Beträge werden dazu verwendet, bestimmte Auslagen, die im Lagerdienst erwachsen und durch die Lager Teilnehmer und die Gemeinden nicht gedeckt werden können, abzugelten. In diesem Jahre ist mit 800 Freiwilligen zu rechnen. Die ungedeckten Kosten betragen auf den Kopf gerechnet 50 Lei, insgesamt also 40.000 Lei. Wir fordern unsere Leser auf, der Gesellschaft der Freunde des freiwilligen Arbeitsdienstes beizutreten und einen möglichst hohen Beitrag zu geben. Es handelt sich hier nicht um einen Vereinsbeitrag, den man so oft gedankenlos zahlt, obgleich er meist höher ist als die Summe, um die die Jugend hier bittet. Es handelt sich hier um einen Beitrag, der in lebendige Tat, in sichtbares Schaffen und geistige Frucht umgesetzt wird. Heinrich Zillich

Das Programm der „Selbsthilfe“ ist am 7. Juni in Hermannstadt von dem neuernannten Gauführer für Siebenbürgen Dr. Otto Fritz Zickeli in aller Klarheit und Ausführlichkeit wiedergegeben worden. Es wurde dabei nichts eigentlich Neues mitgeteilt, wohl aber sind der bisher eingehaltene Kurs und die Ziele der Bewegung in der einprägsamen Form, die Zickeli fand, nunmehr unzweideutig und auch undeutlich beleuchtet worden. Insbesondere verdient das Bekenntnis zur Staatstreue Beachtung. Ferner die Stellungnahme für die berechtigten Forderungen unseres Volkes dem Staate gegenüber. Von größter Wichtigkeit ist die Kundmachung, daß die „Selbsthilfe“ jeden aus ihren Reihen schließt, der seine Verpflichtungen der Kirche gegenüber nicht erfüllt. Ähnliche Vorschriften sind auch von anderen Verbänden schon vorgeschlagen worden. Hier wird zum erstenmal nicht bloß die Vorschrift auch tatsächlich erlassen, sondern bereits Wege zu ihrer Durchführung verlaublich. Der letzte Teil der Erklärung ist polemischer Art und kündigt den schärfsten Kampf der „Selbsthilfe“ gegen die offizielle Volksführung für den Fall an, daß die Abhaltung des Sachsentages vereitelt wird.

Klingsohr lebt in Siebenbürgen. Im Rahmen der Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin hielt kürzlich der bekannte Deutschtumsforscher und Literaturhistoriker Gottfried Fittbogen einen Vortrag über die Dichtung der Siebenbürger Sachsen. Die Vossische Zeitung berichtete darüber am 30. Mai unter anderem folgendes: "Die neuesten ^{Dichter} verherrlichen wieder die Heimat, so Meschendorfer in dem Roman "Die Stadt im Osten" (Krönstadt). Zuletzt trat der Vortragende lebhaft für die neueste deutsche Dichtung in Siebenbürgen ein, deren Führer Klingsohr und Zillich sind".

7/1933, Seite 275

Sächsishe Chronik. In den letzten Wochen verschärften sich die inneren Gegensätze unsers Volkes maßlos. Nach den unmittelbaren Ursachen dafür zu fahnden, wäre ein oberflächlicher Versuch, denn diese Entwicklung ist die Folge der bisherigen. Unser Volk ist seit Jahren in einer furchtbaren inneren Not, weit über Hundert Gemeinden stehen vor dem Bankrott oder mitten drin, die geistige und seelische Ratlosigkeit ist übergroß, das Vertrauen verschwunden und das gefährlichste: die Gleichgültigkeit und Schlassheit bestimmend. Nichts will dies Volk mehr als eine klare Linie, Sicherheit der Führung, Lösung der Spannung, Offenheit der Aussprache, wahre Autorität. Man kann nicht behaupten, daß sich diese Sehnsucht erfüllen konnte.

Es war keine Geradlinigkeit, um nur einiges zu nennen, wenn man den Sachtage klar und deutlich und mit der Absicht, die inneren Gegensätze auszugleichen, auf den Herbst 1932 ansetzte und ihn erst mit dem Verstreichen dieses Termins ernstlich vorzubereiten begann. Es war nicht geradlinig, wenn man nach Genf zu gehen beschloß und nicht ging. Es war marklos, wenn man sich durch eine wildgewordene Presse durch Wochen der Staatsfeindschaft verdächtigen ließ und nicht eine einzige Verwahrung im Namen des Volkes dagegen einlegte.* Ein solches Verhalten mag

man taktisch zu begründen versuchen, das Volk aber hat eine geradere Art zu denken und es verliert — vor lauter Taktik — das Vertrauen, worüber körper-schaftliche Vertrauenskundgebungen nicht hinwegtäuschen dürfen.

Hierzu noch eines: die Männer, die unsere politischen Geschicke leiten, sind, was man ihnen nach der Eigenart ihres politischen Berufes kaum verdenken wird, meist taktische Naturen. Ihr vielleicht gar nicht ausgesprochener Leitsatz ist die Bewahrung des Bestehenden, also ein Verwalten und Abwehren. Ihre Verdienste in dieser Hinsicht sollen — wo sie bestehen — nicht geschmälert werden, aber eine solche Grundhaltung fand von Jahr zu Jahr stärkeren Widerstand in dem Empfinden der jüngeren Kreise, die wir heute über das vierzigste Lebensjahr begrenzen müssen. Diese Hälfte unseres Volkes vertritt eine andere Lebensauffassung und sucht sie natürlich durchzusetzen. Kriegerlebnisse, stärkere Bereitschaft, sich den neuen Ideen unserer geistig gärenden Zeit zu öffnen, haben eine weltanschauliche Trennung zwischen Jung und Alt herbeigeführt, deren Tiefe mit dem einfachen Altersunterschied gar nicht abgemessen werden kann. Unser Unglück war es nun, daß wir wohl einige Männer in der Führung hatten, die dies begriffen, doch bisher keinen, der Leidenschaft und Spannkraft genug besessen hätte, jene doch in ihrem Kern fruchtbaren Tatsachen wirklich in Rechnung zu stellen. Es ist aber die erste Aufgabe der Führer eines so gefährdeten Minderheitenvolkes wie des unseren, daß sie unablässig, mit Leidenschaft nur eines und eines zu schaffen bestrebt sein müssen: die Einigkeit. Mit Leidenschaft — sage ich und vorurteilslos. Und unablässig. Dazu gehört eine gewisse geistige Freiheit, gehört ethische Gewachsenheit, gehört Führergabe und innere Jugend, die das Neue begreift und als Kraftzuwachs eingliedert. Einen solchen Mann hatten wir nicht. Die Versuche zur Herstellung der Einigkeit waren daher nicht aus dem letzten Einsatz geboren. Ihnen fehlte die Autorität. Und dabei ist vielleicht noch nie die innere Wandlung unseres Volkes so deutlich und klar bewußt gemacht worden. Seit Jahren liegt das notwendige geistige Material erarbeitet vor. Die besten Köpfe unseres Volkes haben sich durch ein Jahrzehnt bemüht, Wege und Richtung anzuzeigen. Dem politischen Kopf wäre es vorbehalten gewesen, daraus zu handeln. Es rächt sich aber hier, daß an ausschlaggebenden Stellen vielfach Praktiker sitzen. Solche Praktiker sind in Wendezeiten schwerbeweglich, weil sie nur das Sündhaft-Liegende sehen, aber Kräfte und Ideen, die neu auftauchen, mißtrauisch als Phantasterei ablehnen.

Viele Jahre hindurch hat sich das gegenwärtige Chaos angekündigt. Es war fast immer aufzuhalten und es ist wahrscheinlich noch heute zu klären, wenn man ohne Rücksicht auf Freund und Feind die Verstocktheiten einiger Menschen beiseiteschiebt, die die natürliche Entwicklung hemmen, und den neuen Kräften Raum gibt. Ob dies durch Wahl geschieht oder nicht, ist eine Einzelfrage. Angesichts des heutigen Zustandes ist es jedenfalls gefährlich, die gegenwärtige Einflussverteilung, die weder den Leistungen noch der Wahrheit entspricht, noch weiter aufrechtzuerhalten.

Seute sind die Fronten, die teilweise höchst unnatürlich gebildet wurden, Menschen vereinigen, die sich sonst bekämpften, und dadurch schon keine ethische Durchschlagskraft haben, so verkrustet, daß automatisch jene Köpfe, die bisher die Diskussion geführt haben, zurücktreten. Die Aussprache wird meist von Leuten minderer Begabung bestritten. Sie ist denn auch darnach! Ihr sachlicher Inhalt ist nicht der Rede wert. Verkalkte Menschen reden über den Nationalsozialismus, Blinde und Ideologen

über Realpolitik. Aber die theologisch verbrämten politischen Windmühlenkämpfe wollen wir schon gar den Mantel der Nächstenliebe decken. Niemals sank ein Streik unter uns auf dieses Niveau. Lüge, Verleumdung, Sucht zur sozialen Schädigung des Gegners, selbst verhülltes Angebertum vor der Staatsmacht ist Trumpf. Diese Stimmen vermögen den Gegner nicht mehr ehrlich zu werben. Wenn auch dazwischen immer wieder bemerkenswerte Äußerungen erscheinen, wie die viel beachteten Ordnungsrufe von Konrad Böckel und Emil Neugeboren, so überwiegt doch der Eindruck eines Tollhauses, das von einigen Drahtziehern im Verborgenen in Bewegung gehalten wird. Wie auf solchem Hintergrund der Dichter Hermann Klöß den phantasielosen Mut findet, Bauern eine Entschliebung vorzulegen, in der unser Volk als ein wunderbar einheitliches Gepräge verherrlicht wird, von dem Deutschland etwas lernen könne, ist mir unfassbar.

Wir wiederholen: eine Klärung ist möglich, wenn die weltanschauliche Bestimmtheit der jüngeren Kreise mit in die Verantwortung gestellt wird. In den Städten, wo dies geschah, ist heute noch oder schon wieder Frieden. Eine jede andere Politik ist volkschädlich. Es ist auch ein Unlunn, wenn man annimmt, es könne die Erneuerungsbewegung zersprengt werden. Wer sieht, wie in den Arbeitslagern aus Leistungen — und sie entsteht nur so — Autorität wächst, wie sich dort zwischen den älteren Jungen und den Jüngsten auf dem Boden der gleichen Idee natürliche Bande der Achtung und der Autorität knüpfen, die unzerreißbar sind, weil beide Gruppen der Jugend fähig waren und sind — die eine im Feld, die andere heute —, zu einem kollektiven begeisterten Einsatz für andere; wer dies erlebt, dem wird die politische Oberfläche schemenhaft und unreal. Die Erneuerungsbewegung, mag ihre politische Äußerungsweise auch fehlerhaft sein, was ja niemals gelegnet wurde, ist eine gesunde Reserve unseres Volkes. Auf sie verzichten, etwa um dafür eine Herrschaft von Cliquen einzutauschen, wäre völkischer Selbstmord und nicht einmal ein schöner. Andererseits ist es phantastisch, wenn man vermeint, die Erneuerungsbewegung könne in kurzer Zeit alle wesentlichen Stellen im Kampfe erobern. Nur der jüngere Flügel unseres Volkes ist ja überhaupt noch ideenmäßig erneuerbar. Die andere Hälfte kann man, da wir angesichts unserer Not keine Zeit mehr haben, nicht außer Acht lassen. In dieser Hinsicht ist eine Parallele mit deutschen Verhältnissen unschlüssig. Es fehlt uns eben die Möglichkeit einer Diktatur. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als zusammenzugehen. Wir müssen uns dort, wo es nötig und möglich ist: in der praktischen Arbeit eine Plattform schaffen, wo beide Hälften unseres Volkes miteinander wirken können — unbeschadet der fortdauernden geistigen Auseinandersetzung, die aber dann nicht mehr wie heute mit dem Ziel geführt werden wird, Personen und Bewegungen bloß der eigenen Position wegen zu verfilzen. Wir müssen diese Arbeitsgemeinschaft schaffen; ob durch Wahl oder nicht, ist — ich erwähnte es — gleichgültig. Die Wahl wird wohl der einzige Weg sein. Diese Arbeitsgemeinschaft wird nicht geschaffen, wenn jede beleidigte Größe, die keine ist, ununterbrochen redet, sie habe das Ihre getan, um den Frieden herbeizuführen, aber die anderen Bösen hätten wieder einmal alles durchkreuzt. Abgesehen davon, daß diese Selbstbekenntnisse oft in den Einzelheiten nicht stimmen, — es hat keiner unter uns wirklich alles getan, um die Arbeitsgemeinschaft zustandzubringen. Nun ist es aber Zeit dazu. Der Sachsentag muß sofort stattfinden, damit die neue Volksgrundlage geschaffen und die heutige unerträgliche Lage beseitigt werde!

* In diesem Zusammenhang sei auch der Prozeß erwähnt, der von der Staatsanwaltschaft in Schönbürg gegen unseren Mitarbeiter, den Kreisführer der „Selbsthilfe“, Alfred Pomarius wegen Bedrohung der Staatssicherheit angestrengt wurde. Wir haben in die Anklageakten Einblick genommen und waren, noch ehe die 1. Instanz ein freisprechendes Urteil fällte, von diesem Ausgang überzeugt, der insoweit von Bedeutung ist, als damit die Tätigkeit der „Selbsthilfe“ richtiger als nicht gegen die Staatsinteressen gewendet anerkannt wurde. — Der Gerechtigkeit halber sei hier noch hinzugefügt, daß in den Chor der gegen unser Volk gerichteten Pressesstimmen einige Buhreißer Blätter, besonders der von Michail Gratin geleitete „Kalandar“ nicht einstimmen, sondern im Gegenteil eine entschiedene deutschfreundliche Tendenz zeigen, die auch Verständnis für die reichsdeutschen Geschehnisse beweist. Die Schriftleitung,

Zur Klärung der eigenen Stellung. In den "Kirchlichen Blättern", Nr. 25 vom 22. Juni hat unser ~~alter~~ Mitarbeiter Ernst Jekelius den "Klingsor" angegriffen, weil er Autoren zu Wort kommen ließ, die für den Rationalismus eintraten und von diesem Standpunkt aus zu kirchlichen Fragen Stellung nahmen. Er sieht darin eine Abkehr der Zeitschrift von dem Wege, den sie mit ihrem Eintreten für Kirkegaard, Bach, u. a. betreten habe. Zwar sei sie noch im Vorjahr als Verteidiger des "Heiligen" gegen das Kirchenregiment aufgetreten, nun aber bekunde sie sich durch jene Aufsätze als Kind des Überganges, das sie sonst nicht sei, und nehme dementsprechend eine zweideutige Haltung ein. Soweit Jekelius. Raummangel verbietet es ~~uns~~, seine Einwände ausführlich zu widerlegen, wie wir es beabsichtigten. Aber daß er in dieser Nummer, auf unsere Aufforderung hin, seinen kirchlichen Standpunkt neuerlich vertreten kann, wird schon manche seiner Bedenken zerstreuen. Wenn jene von ihm angegriffenen "Rationalisten" wirklich Vertreter einer solchen Überheblichkeit wären, die den menschlichen Intellekt als letztes Kriterium aller Erkenntnis hinstellt, wären sie nicht zu Wort gekommen. Obgleich der Herausgeber nicht eines Sinnes mit ihnen ist, begrüßte er ihre Mitarbeit als Bundesgenossenschaft gegen die Leichtfertigkeit, die heute mit einem beängstigend anwachsenden gläubenseifrigenden Peden am Werke ist, die wirklich religiösen Keime der Zeit ins starre Bett einer Formel zu zwingen. Wir fürchten hinter der religiösen Phalanx unserer Zeit die nachtottende pfäffische Masse. Schon ist die Häufigkeit des Kirchgangs zum Maßstab religiöser Berührtheit gemacht worden. Uns quält schon lange ein Grauen davor, daß das lebendige religiöse Suchen wieder um seine Gefahren, aber auch um seine Größe gebracht wird, indem man es hurtig in ein Schema spannt. Darum wollen wir, daß sich die religiösen Kräfte mit den "Rationalisten" auseinandersetzen, denn die neue Kirche soll eine andere sein als die heutige.

8/1933, Seite 320

Sächsishe Chronik. Wir können uns diesmal kurz fassen. In der inner-sächsischen politischen Entwicklung ist eine Besserung zu verzeichnen. Bekanntlich beschloß der Volksrat im Juni, durch einen Ausschuß die „Voraussetzungen für die Abhaltung des Sachsentages“ zu schaffen. Es hat lange gedauert, bis sich der Ausschuß mit den Vertretern der „Selbsthilfe“ zusammensetzte und diese „Voraussetzungen“, deren man zu bedürfen glaubte, in einer eintägigen Besprechung schuf und damit einen „würdigen“ Verlauf des Sachsentages sicherte. Der Volksrat hat die Verständigung bestätigt und den Sachsentag auf den 1. Oktober nach Hermannstadt einberufen. Auf dem Sachsentag wird über die von dem jungen Flügel unseres Volkes vertretenen Zusatzanträge zum offiziellen Entwurf des neuen Volksprogramms abgestimmt werden. Wichtig sind für die wirkliche Schaffung der Taleinheit die auf den Sachsentag in Kürze folgenden Neuwahlen unserer politischen Körperschaften. Hierbei ist das Mittel der Verhältniswahl für Stadt und Land unbedingt notwendig, um allen Kreisen unseres Volkes eine Mitarbeit zu ermöglichen. Erst dann wird es gelingen, jene personellen Umbesetzungen vorzunehmen, die zur Schaffung eines inneren Tatzfriedens eine Voraussetzung sind.

Vor kurzem erschien eine Broschüre Emil Neugeborns die unter dem Titel „Sächsisches Führertum“ das politische Wirken Rudolf Brandschs schonungslos kritisiert. Die gegen Brandsch erhobenen Anklagen sind so gewichtig, daß unsere Volksorganisation daran nicht vorübergehen konnte. Auch Brandsch selbst forderte eine Untersuchung, behielt sich aber vor, die „gegen seine persönliche Ehre gerichteten Angriffe dem Strafgericht“ zu übergeben. Der Volksrat beschloß, das Schiedsgerichtsverfahren im Falle Brandschs dem neugewählten Volksrat zu übertragen. Somit können auch wir die Betrachtung der Angelegenheit vorläufig hinauschieben. Heinrich Jilich

Dr. Richard Csaki wurde zum Leiter des Deutschen Ausland-Institutes in Stuttgart ernannt. In dieser Ernennung, die zugleich ein Zeichen für die enge Verbundenheit des Reiches mit den Auslandsdeutschen ist, wurde ein Mann auf einen Posten gesetzt, der seinen Gaben in glücklichster Weise entspricht. Csaki hat sich als Organisator in verschiedenen Stellen Verdienste errungen. Seine Leistungen bei der Erfassung kultureller und völkischer Tatsachen, bei der Ordnung und Durcharbeitung des so gewonnenen Materials sind uns bekannt. Er ist heute aus eigener Anschauung und Forschung wohl der beste Kenner des europäischen Auslandsdeutschtums. Sein großes Wissen in diesem Wirkungskreis fand einen Niederschlag in dem von uns bei seinem Erscheinen gewürdigten „Deutschen Wegweiser“. Die hohe Schule für sein neues und wichtiges Amt hat Csaki in Hermannstadt als Leiter des von ihm geschaffenen Deutschen Kulturamtes in Rumänien mitgemacht. War dort der Anspruch, den er erhob und zu erfüllen bestrebt war, für unsere Verhältnisse zu umfassend und darum auf die Dauer nicht aufrechtzuerhalten, so bietet ihm nun der neue Posten die volle Gewähr für die Erreichung seiner alten Ziele. Wir wünschen ihm aus dem Bewußtsein, daß er diesen Aufgaben fruchtbar entsprechen wird, ein reiches Wirken.

Die Fassungslosigkeit der Demokraten vor den reichsdeutschen Ereignissen wirkt sich, das mußte uns klar sein, auch gegen uns aus, weil wir eben Deutsche sind und

weil uns das große Bauen an einer neuen Lebens- und Gemeinschaftsform im Reich, die für ganz Europa dereinst beispielgebend werden wird, blutmäßig anrührt. Unsere Minderheitenlage gewinnt daran Sinn und Bedeutung, Sendung und jene im Kern ihr immer übertragen gewesene Aufgabe eines geistigen Relaispostens. Je schärfer die Ausstrahlung der deutschen Revolution, die doch hier nur eine geistige Bedeutung haben kann und soll, auf uns und andere Völker ist, umso wilder heult der Unverstand dagegen. So erklärt es sich, daß wir beinahe ununterbrochen allerlei Anfeindungen in der ungarischen, in der rumänischen und vor allem in der jüdischen Presse ausgelegt sind. Im moralischen Absterben der „liberalen“ Geisteshaltung, in ihrer Sendungslosigkeit ist es nun begründet, daß jene Anfeindungen mit ganz wenig Ausnahmen auf einem Niveau sind, das man überhaupt nicht mehr qualifizieren kann. Es wirkt dabei umso grotesker, als dieser Chor von Lügern, Verleumdern und Dummköpfen, die nicht verstehen, was sie reden und worüber sie jodeln, das Maul mit all den Phrasen füllt, die von je die wahre Bedeutung der Sprecher verhüllen sollte. Im Namen der Kultur wird da z. B. verlangt, daß man die Sachen knute und kastriere, im Namen der Kultur werden wir als Bastarde bezeichnet, im Namen der Kultur reden Analphabeten, deren Unbildung beispiellos ist, in einem Richterston über uns, der immer nur auf die Schwächer selbst das Licht einer heillosen, aber nicht ungefährlichen Lächerlichkeit zurückwirft. Unser Volksrat hat es bis heute versäumt, in einer Erklärung gegen solche Schmutzereien aufzutreten. Wir halten das für einen Fehler. Wir schlagen ihm vor, neben einer Verwahrung auch noch ein weiteres zu tun. Die übelsten Anwürfe gegen uns sollen tiefer gehängt werden. Stellen wir eine Broschüre in deutscher, französischer und englischer Sprache mit diesen Aufsätzen zusammen und vertreiben wir sie. Die Broschüre wird außerordentliches Aufsehen erregen. Auch unsere Feinde werden sich damit einverstanden erklären, daß ihre geistigen Heldentaten ein so weites Publikum bekommen. Ich kenne eine jüdische Zeitung in rumänischer Sprache; wenn wir nur eine einzige Nummer dieses Blattes in einer Weltsprache vertreiben, genügt es. Aber auch manche Aufsätze des „Curentul“ wären würdig als Kulturdokumente peremorig zu werden.

In vielen Fällen wird es sich empfehlen, auf Grund des noch in Kraft befindlichen ungarischen Strafgesetzes die staatsanwaltschaftliche Verfolgung der Hellschreiber zu verlangen. Dieses Strafgesetz erklärt, wie man mir schreibt, die Schmähung einer Nationalität für straffällig.

26/9/33, Seite 357-358 Schmidt Zürich

In den Wahlen. Das vorliegende Heft ist politik-fern. Eine Erlösung, in dem Streit, der unser Volk seit so langer Zeit schon durchtobt, die größeren Dinge zu schauen. Dies Luther-Fest erscheint aber mitten in den Tagen, wo wir uns, bestrahlt vom Umbruch des Sachsentages, durch Neuwahl der Körperschaften die Grundlage für die zukünftige Arbeit geben. Darum können wir nicht ganz hinwegsehen über diese entscheidenden Fragen.

Zunächst ein Wort über die Beurteilung, die der Sachsentag gefunden hat. Es war vorauszusehen, daß er in der rumänischen Presse auf Mißverständnis stoßen werde. Eine Reihe der größten Blätter der Hauptstadt veröffentlichte feindselige und unwahre Kommentare. N. Zorga, den eine seltsam gemischte Freundschaft mit unserem Volke verbindet, erzählte z. B., es seien in Hermannstadt 3000 Soldaten in Uniform wie ein richtiges Heer zusammengekommen und hätten sich unter „Heil Hitler“ eine Verfassung gegeben — was soll man dazu sagen? Und was dazu, daß er behauptet, wir hätten einen moralischen Boykott Rumänien gegenüber verkündet? Daß uns Zorga nicht begreift, mag mit seinem Alter zusammenhängen, aber damit darf doch die Phantasie nicht entschuldigt werden, die Dinge zusammenzudichten, die niemals geschehen. — Aber die jüdischen Blätter des Landes brauchen wir nicht zu sprechen. Wir müssen uns nur den Deutschenhaß, der sie kennzeichnet, merken. Wir dürfen nicht vergessen, daß sie unser Volk, das ihnen dazu keinen Anlaß gegeben hat, seit Monaten unflätig verleumdend. Wir wollen weiter jener Stimmen nicht vergessen, die auf rumänischer und ungarischer Seite Verständnis zeigten. Vor allem ist hier der Feiler des „Cuvântul“ Nae Zonescu zu nennen, der in das Wesen der sächsischen Auseinandersetzung wirklich eingedrungen ist.

Bewußtes Unverständnis hat der Sachsentag bei einer gewissen Sorte von Sachsen gefunden, die nach dem Ereignis, das ihnen die Rede verschlagen hatte, umso weniger alle guten Keime zu entwerfen versucht. Aber diese Druckerfchwärze wollen wir mit geschürztem Gewand hinwegschreiten. Wir wissen, daß solche Äußerungen darauf angelegt sind, die Spießbürger unseres Volkes zu schrecken und sie dazu zu bewegen, die Interessen der Schreiber bei der Wahl zu unterstützen. Völlig untergeordnet sind jene Aufsätze aber dort, wo sie mehr oder weniger deutlich Bundesgenossen gegen die eigenen Volksbrüder bei Nichtsachen suchen. Es gibt wahrhaftig Menschen unter uns, die ihre sächsischen Anschauungsgegner damit bekämpfen, daß sie ein staatliches Vorgehen gegen sie prophezeien und es auf solche Weise selbst anregen. Der Staat braucht sich, wenn er überhaupt derlei planen sollte, heute bloß auf diese sächsischen Menschen zu berufen. In Wahrheit gibt es keine einzige sächsische Gruppe, die staatsgefährlich ist. Unsere Gegensätze sind inner-sächsisch. Diese Tatsache muß jeder Sachse auch für seinen sächsischen Gegner mitverfechten. Wer es nicht tut und seinen Volksgenossen gerade in dieser Hinsicht einer falschen Beurteilung — gleich-

gültig in welcher Form — aussetzt, vollbringt eine Tat, die von jeher bei jedem Volk unfühnbar war und immer bald ihren Lohn fand.

Wir haben hier seit Unbeginn dafür gekämpft, daß den neuen Kräften unseres Volkes Raum gegeben werde. Wir sind der Überzeugung, daß die Schärfe der Gegensätze vornehmlich dadurch entstand, daß Leute zu großen Einfluß hatten, die das Heranwachsen eines neuen Geschlechtes wohl spürten, damit aber politisch, also schöpferisch nichts anzufangen wußten und bloß eines für nötig erachteten, die fliegende Glut neuer Ideen, neuer Menschen auszuschalten, wobei sie, ohne klare Linie, in jährlich wechselnden Bündnissen, untereinander verfeindet und übermorgen wieder verschlungen, die Not der Zwietsracht, das Zerfallen der Gemeinschaft als eigene Mitschuld nicht sehen wollten und nur die Zeit und die Zungen schuldig sprachen. Was man auf Seiten des jungen Flügels an Aberschärfung und undurchdachten Einzelheiten abändern muß, ist vor allem denen auf das Schuldkonto zu setzen, die durch ihre jahrelang unnachgiebige Haltung die Formen des Gezänktes der letzten Monate verursachten. Was nicht im Wege der Einigung zu finden möglich war: die offene Zusammenarbeit, muß nun durch Neuwahl errungen werden. Gerade weil wir wissen, daß die junge Front noch nicht überall die unseren Lebensbedingungen gemäße Form gefunden hat, ist es die Pflicht der gutgesinnten und unverkalkten geistigen Menschen, für sie mitschaffend einzutreten, denn nur wir, nicht aber jene, die uns und allem, was neu entstand, jahrelang das Atmen schwer machten, werden geeignet sein, sie zu läutern und solche Wege gehen zu lassen, die unserem Volke nützen.

Wir sehen nicht verblendet in der Jugend allein die Rettung, nicht blind in einer Partei oder Gruppe; aber aus welchem Geist für unser Volk nichts mehr zu holen ist, das wissen wir seit länger als mancher, der heute seine späte Erkenntnis mit erhobenem Arm hinausruft. Unsere Stellungnahme ist dort, wo wir einen fruchtbaren und opferbereiten Glauben spüren. Ist dieser nur da, so fürchten wir den Kampf gegen die Fehler nicht, die bei jedem menschlichen Wollen mitentstehen. Der Kampf um die beste Äußerungsform der lebendigen Kräfte wird unsere Pflicht — das sei in die junge Zukunft gesprochen!

Kp 11/1933, S. 2 Schmidt, Jutta 453-1

Uraufführung des "Abts von Kerz". Am 4. Oktober wurde Meschendorfers "Abt von Kerz" in Kronstadt durch die "Junge Bühne", eine Gruppe junger Laienspieler, in einer erfreulich guten Darstellung uraufgeführt. Das Stück wurde in diesen Blättern schon von Karl Kurt Klein besprochen. Wichtig für die Entwicklung unserer Bühnenverhältnisse und den starken Aufschwung, den unsere Theaterbestrebungen nehmen, ist nicht bloß das Wirken des Landestheaters, das im Oktober in Hermannstadt eine Reihe schöner Erfolge verzeichnete, sondern auch die Ausbreitung des Laienspielwesens, innerhalb dessen die Kronstädter Bemühungen Beachtung verdienen. Noch bedeutsamer erscheint es mir, daß das Publikum und seit langem wieder das politische Wollen unseres Volkes aufnahmsbereit für das Bühnenspiel wurde. In Hermannstadt konnte das Landestheater einige Sondervorstellungen für die NSDR veranstalten, wobei eine Einheits=Eintrittspreis zur Anwendung kam. Die Vorstellungen waren ausverkauft.

Hef 11/1933, Hef 455

~~Heinrich Zillich~~

Zum Wahlpakt. Der im Hauptteil dieser Nummer erschienene volkspolitische Aufsatz "Auf neuen Wegen" war schon gesetzt, als Ereignisse eintraten, die in seinem Rahmen hätten behandelt werden müssen. So sei wenigstens hier in Strichen das Neueste berücksichtigt. Der sächsische Volksrat bekannte sich in seiner vorletzten Sitzung zu der auch hier oft geforderten Aufstellung einer "Deutschen Liste" für die Parlamentswahlen, das heißt also dazu, ohne Wahlbündnis mit der Regierung oder anderen Parteien in den Wahlkampf zu gehen. Der Hauptausschuß des Verbandes der Deutschen Rumäniens, dem die tatsächliche Entscheidung zusteht, entschloß sich ebenfalls für die "Deutsche Liste", änderte aber nach drei Tagen seine Meinung und sprach sich mit allen nichtsächsischen Stimmen und bei Stimmenthaltung einiger *Ann 2*

herer sächsischen Abgeordneten gegen die anwesenden Vertreter der Erneuerungsbewegung für ein Wahlkartell mit der Regierungspartei aus. Das Kartell wurde dann von der Fraktion der früheren Abgeordneten, von der sogenannten „Deutschen Partei“, mit der Regierung vereinbart. Der sächsische Volksrat mußte es natürlich zur Kenntnis nehmen, wobei die Erneuerungsbewegung erklärte, Disziplin zu wahren, aber zur Bekundung ihrer unveränderten grundsätzlichen Einstellung keins ihrer Mitglieder für die deutschen Abgeordnetenposten zu nennen.

Den Bericht über den Abschluß mit der Regierung hatte im sächsischen Volksrat Dr. S. D. Roth, der Vorsitzende der Deutschen Partei, erstattet. Einen Tag später brachte die rumänische Hauptstadtspresse den Text einer Vereinbarung zwischen der Deutschen Partei und der Regierung, der in sechs Punkten Verpflichtungen der Deutschen Partei hinsichtlich eines Umbaus der Erneuerungsbewegung enthielt. Die Bedingungen beziehen sich auf die Auflösung der Selbsthilfsarbeitsmannschaft, die Änderung einiger Bezeichnungen der Bewegung und deren Einschmelzung in „die traditionelle Volksorganisation“ bis zum 1. Juli 1934, was nur die Selbstauflösung der Bewegung bedeuten kann. Es war damit zwischen dem Wahlkartell und der Organisationsänderung der Bewegung eine Verbindung hergestellt, die bisher niemand kannte. Und die man auffälligerweise erst aus der rumänischen Presse erfahren mußte. Die Angelegenheit wurde noch seltsamer, als die Erneuerungsbewegung verlautbarte, daß nach einer Rücksprache ihrer Vertreter mit dem Ministerpräsidenten die Regierung bloß die Beseitigung von Außerlichkeiten, die auf eine — natürlich nie vorhanden gewesene — militärische Organisation schließen lassen könnten, wünsche. Die Pflicht zur Selbstauflösung bestand also gar nicht. Und es bestand, wie die Bewegung weiter verlautbarte, auch kein Zusammenhang zwischen diesen inzwischen erfüllten Forderungen und dem Wahlpakt.

Nun erhebt sich natürlich die Frage nach der Bedeutung und dem Zweck der Verlautbarung der Deutschen Partei in der rumänischen Presse. Die Deutsche Partei hält sich bis zur Stunde (8. Dezember) in Schweigen. Eine Vermutung scheint nicht ohne Wahrscheinlichkeit zu sein: hier wurden innerstädtische Gegensätze aus dem Volkskörper hinausgetragen: in einem Augenblick, wo vor den Wahlen die Volksdisziplin von niemand verletzt werden darf, sollte die Bewegung, die im Volksinnern siegreich ist, von außen erledigt werden und zwar in einer Weise, die — immer unter der Pflicht der Volksdisziplin — wie eine Selbstaufgabe anmuten sollte. Diese Angelegenheit muß restlos geklärt werden, insbesondere das Verhalten der Deutschen Partei, deren Kompetenz für die Zukunft geregelt werden muß. Am Nasenring der Volksdisziplin darf die einzige breite Volksbewegung der Deutschen in Rumänien nicht zur Selbstaufgabe zu zerren versucht werden.

Heinrich Jüttich

Heft 12/1933

Seite 498-499